

Zweites Kapitel.

Romanische Baukunst in Deutschland¹⁾.

Wie in vielen andern Beziehungen, so auch in baulicher gab Deutschland, wenigstens die östlich des Rheines gelegene Gegend, am Anfange dieser Epoche den Anblick eines kolonisirten Landes. Römische Baukunst hatte hier nicht gewirkt, die carolingische Periode nur geringe Spuren hinterlassen. Die Häuser des Landvolks, die befestigten Sitze der Machthaber hatten daher ohne Zweifel noch dieselbe einfache und unscheinbare Gestalt, wie in den Jahrhunderten des Heidenthums, während in den Kirchen und Klöstern ihre geistlichen Erbauer römische Formen in ihrer in Italien und durch die karolingische Zeit entstandenen Auffassung, wenn auch noch mit geringen Ansprüchen an Pracht oder Festigkeit, anwendeten. Dadurch entstanden sofort andere Verhältnisse, als in den romanischen Ländern. Während in diesen die römische Technik und Form in Uebung geblieben, nur allmähig durch Nachlässigkeit und Rohheit entstellt und entartet war, und daher theoretische Studien überflüssig erschienen und, wenn sie versucht worden wären, vergeblich gegen die vulgären Gewohnheiten gekämpft haben würden, trat hier die Tradition römischen Styls, welche die geistlichen Baumeister durch wörtliche Mittheilung oder Anschauung, hauptsächlich aus Italien, erlangten, reiner und bestimmter auf und unterschied die ihr entsprechenden Werke deutlich von den Bauten der Landesbewohner. Während dort jener verderbte römische Styl schon den einheimischen Verhältnissen angepasst war, sich daher lange erhielt und nur allmähig und durch unmerkliche Mittelglieder in den romanischen überging, musste hier durch den Einfluss einer entfernten, nordischen Localität diese Umgestaltung rascher und entschiedener eintreten. Mit genauer urkundlicher Gewissheit können wir diesen Hergang zwar nicht nachweisen, aber manche Umstände sprechen dafür. In den romanischen Ländern ist z. B. die korinthische Kapitälform in den ältesten Bauten welche dem Beginne dieser oder dem Ende der vorigen Epoche angehören, vorherrschend und behält stets, bis zur Ausbildung des gothischen Styles, Einfluss. In Deutschland dagegen finden wir in den frühesten Bauten neben der korinthischen Form auch vereinzelte zwar und rohe, aber unzweifelhafte Nachahmungen des ionischen Kapitäls²⁾, anscheinend sehr

¹⁾ Ausführliche Nachrichten über das Geschichtliche der einzelnen Bauten giebt H. Otte in seiner (leider bisher unvollendet gebliebenen) Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Leipzig. 1861 II.

²⁾ So an der Vorhalle zu Lorsch (III. 543), in den Krypten der Michaeliskirche zu

bald darauf aber das Würfelkapitäl fast ausschliesslich angewendet. Also hier der Gegensatz einer mehr theoretischen Uebertragung römischer Form gegen eine entschiedene Abwendung von derselben, dort allmälige und kaum bemerkbare Uebergänge. Dennoch können wir auch in Deutschland Zeit und Gegend der Entstehung dieser neuen Formen nicht angeben, nur Vermuthungen über dieselben aufstellen. Im südlichen Deutschland und am Rhein scheinen sie, wie wir nachher sehen werden, nicht am frühesten angewendet zu sein. Eher könnte Westphalen darauf Anspruch machen, wenigstens finden sich hier einige mit ziemlicher Zuverlässigkeit zu datirende Ueberreste von hohem Alter, welche jenen Hergang vergegenwärtigen.

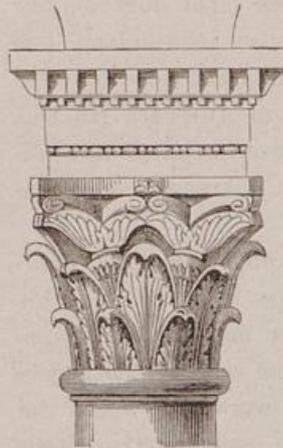
Das Kloster Corvey an der Weser, das im zehnten und elften Jahrhundert zu grosser Macht gelangte und seinen Einfluss bis zur Ostsee hin ausübte, war unter Ludwig dem Frommen gegründet und von den Mönchen, die aus Corbie in Frankreich hierher verpflanzt wurden, nach dem Namen des Mutterklosters benannt. Im Jahre 822 wurde es wegen der Untauglichkeit des zuerst gewählten Platzes auf die gegenwärtige Stelle verlegt, auch der Gottesdienst in einer schleunig errichteten Kapelle abgehalten, während der Bau einer grösseren Kirche langsam vorschritt. In den Jahren 873 bis 885 wurden die drei stattlichen Thürme dieser Kirche vollendet. Im elften Jahrhundert, unter dem baukundigen Abte Saracho, fanden bedeutende Herstellungen statt, welche eine neue Weihe im Jahre 1075 zur Folge hatten¹⁾. Die Kirche selbst besitzen wir nicht, sie ist durch einen Neubau vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts verdrängt, das kolossale Kloster stammt sogar aus dem achtzehnten. Nur der westliche Thurmbau mit den darin befindlichen Räumen ist noch aus früher Zeit erhalten und von höchstem Interesse. Er besteht aus einem grossen Mittelbau mit zwei daneben stehenden viereckigen Thürmen. Darin findet sich zunächst unten eine in die Kirche führende quadrate Vorhalle von neun Kreuzgewölben, die durch zwölf viereckige Pfeiler und innerhalb derselben durch vier Rundsäulen getragen werden. Beide sind noch völlig antik gehalten. Die Säulenstämme entfernen sich zwar von den antiken Verhältnissen, indem sie nur die Höhe von etwa vier Durchmesser

Fulda (III. 541), und der Wipertikirche in Quedlinburg (Kugler und Ranke Beschr. der Schlossk. zu Quedl. Taf. VI Fig. 4), am Aeusseren der Schlosskirche daselbst (Taf. III Fig. 1), in der Krypta von Kloster Vreden in Westphalen (Lübke Taf. II), an dem Octogon der Stiftskirche zu Essen (v. Quast Zeitschrift Bd. I. 4), an der Vorhalle der Kirche zu Gandersheim u. s. w.

¹⁾ Vgl. Wiegand Geschichte von Corvey. 1819. Abth. I, S. 69 und 202. Abth. II. S. 165.

haben¹⁾; dagegen sind die Kapitäle entschiedene Nachahmungen des korinthischen, zwar nur mit skizzirtem Blattwerk ohne feine Ausarbeitung, übrigens aber so genau nachgebildet, dass selbst die Kapseln der Stengel

Fig. 91.



Vorhalle in Corvey.

wiedergegeben sind. Zwischen den Kapitälern und dem Gewölbansatz und zur Ausgleichung der Höhe der Säulen mit den umherstehenden Pfeilern ist ein dreitheiliger, treppenförmig ausladender Aufsatz angebracht, der Architrav durch einen Perlenstab getheilt, das Gesims mit Zahnschnitten oder mit einer, den Triglyphen ähnlichen Verzierung ausgestattet. Auch die umherstehenden zwölf älteren Pfeiler²⁾ sind mit dem Perlenstabe verziert. Ueber dieser Vorhalle befindet sich ein geräumiger und früher ohne Zweifel nach dem Kirchenschiffe zu geöffneter Saal, dessen Gewölbe auf Pfeilern mit einem einfacheren, dem dorischen Echinus gleichenden Gesimse ruhen. Darüber kommt man in das Glockenhaus, wo die in den Schallöffnungen stehen-

den Säulen dieselben korinthischen Kapitäle, wie die in der Vorhalle, und zugleich (was man bei diesen letzteren wegen Erhöhung des Fussbodens nicht sehen kann) die attische Basis noch ohne Eckblatt zeigen. Der obere Theil des Mittelbaues und der Thürme hat dagegen an den Säulen der Oeffnungen Würfelknäufe und die Basis mit dem Eckklötzchen. Nur zweimal finden sich hier noch korinthische Kapitäle, die aber unvollständiger gebildet sind, als jene unten vorkommenden. Dieser ganze Theil ist, wie man im Aeusseren sieht, von anderem Mauerwerke und daher erst später aufgesetzt. Bei den ziemlich genauen Nachrichten, welche in einem so bedeutenden Kloster aufgezeichnet wurden, können wir nicht annehmen, dass die Thürme, welche der Abt Adelgar (873—885) erbaute, durch andere ersetzt sind; von ihm müssen daher jene älteren Theile, die späteren aber muthmasslich von den Herstellungen des Abtes Saracho (bis 1075) stammen. In jener ersten Zeit sehen wir also die Absicht, und in diesem gelehrten und mächtigen Kloster auch noch die Fähigkeit, antike Formen nachzuahmen, in jener zweiten Periode dagegen hatte man nicht bloss

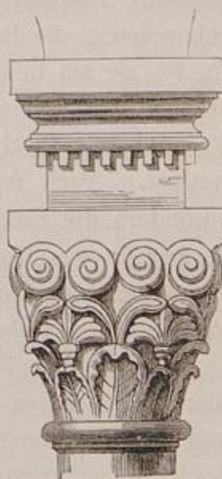
¹⁾ Die Basis ist durch die spätere Erhöhung des Kirchenbodens bedeckt, die Stämme sind aber, wie man an dem noch sichtbaren Ablauf derselben wahrnimmt, unverkürzt geblieben.

²⁾ Eine Pfeilerreihe, die nach dem Schiffe der Kirche zu sich daran anschliesst, gehört ihrer Behandlung nach erst dem Zeitalter der Renaissance an. Die Vergleichung der früheren Beibehaltung und der späteren Wiederaufnahme der antiken Formen ist nicht uninteressant.

neue Formen, das Würfelkapitäl, das Eckblatt, eine Abwechselung der Kapitäle gefunden, sondern zog sie den antiken vor, auch da, wo man diese vor Augen hatte.

Zwischen diesen beiden Bauperioden liegt die Entstehung eines benachbarten, ebenfalls noch erhaltenen und sehr merkwürdigen Gebäudes, der Bartholomäuskapelle zu Paderborn, die, wie wir wissen, von dem baulustigen Bischof Meinwerk (1009—1036 im Anfange des elften Jahrhunderts errichtet wurde. Sie bildet¹⁾ ein Rechteck von vierzehn Schritt Länge und elf Schritt Breite mit einer einfachen Altarnische, im Aeusseren schmucklos und in ziemlich rohem Mauerwerk ausgeführt, im Inneren auf sechs schlanken, zehn bis elf Durchmesser haltenden, unverjüngten Säulen ruhend. Die Kapitäle sind zum Theil in schlanker Würfelform mit zierlichem Rankengeflecht, zum Theil Nachahmungen des korinthischen Kapitäls und zwar in anderer Weise wie in Corvey, mit genauerer Ausführung des Blattwerks, dagegen wiederholt sich hier an dem gebälkartigen Aufsätze der Kapitäle die dort vorkommende Verzierung mit Zahnschnitten²⁾. Die Gewölbe endlich sind Kuppelgewölbe und die daran sichtbaren Kreuzgräten nur im Putz angedeutet. Ich werde später darauf zurückkommen, dass eine aus dem zwölften Jahrhundert stammende Nachricht von der Mitwirkung griechischer Bauleute bei diesem kleinen Gebäude spricht, deren Erklärung zweifelhaft ist. Bei der Nachbarschaft von Corvey ist es viel wahrscheinlicher, dass die dortige Schule die Arbeiter geliefert habe. Wie dem aber auch sein mag, so ist doch gewiss, dass man hier zwar an den antiken Formen nicht mehr so völlig festhielt, wie in Corvey im neunten Jahrhundert, dass man sie aber doch noch kannte und noch nicht im eigentlich romanischen Style baute. Auch die übrigen Bauten aus Meinwerk's Zeit, von denen wir Ueberreste haben, entsprechen diesem Style nicht. Wir können daher annehmen, dass er hier in der Zwischenzeit vom Tode Meinwerk's (1036) bis zu der Erhöhung der Thürme von Corvey (gegen

Fig. 92.

Bartholomäuskapelle,
Paderborn.

¹⁾ Abbildungen bei Schimmel, Kirchen Westphalens, im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westph. 1825. Heft 1., und bei Lübke in seinem weiter unten anzuführenden Werke über Westphalen Taf. II und XV.

²⁾ Diese Verzierung des Gebälks mit Zahnschnitten findet sich auch auf einer Miniatur (die Fusswaschung darstellend) in dem im Kloster Reichenau gemalten Evangelium des Erzbischofs Egbert (978—993) auf der städtischen Bibliothek zu Trier.

1075) aufgekommen ist, finden aber keine Beweise, dass er hier seinen Ursprung habe.

Vieles spricht für seine Entstehung unter der Herrschaft des ottonischen Hauses in Sachsen. Freilich war hier die äusserste Grenze der abendländischen Civilisation, die jüngste Eroberung des Christenthums, wo heidnische Gebräuche noch im Volke hafteten und der heftige Kampf gegen die zurückgedrängten Wenden wüthete. Allein es ist in der Geschichte nicht selten, dass die eigenthümlichste Aeusserung eines geistigen Gemeinwesens gerade da hervortritt, wo es sich gegen Fremdes abstösst. Auch sehen wir an vielen Erscheinungen gerade in Sachsen in dieser Frühzeit eine kräftig beginnende Blüthe. Eben jener Kampf übte und stählte die Kräfte, und die Saat der neuen Lehre wuchs gerade auf diesem völlig frischen und unberührten Boden am schnellsten. Daher fand denn auch Deutschland keinen besseren und mächtigeren Oberherrn, als den Sachsenherzog, und dieser höhere Beruf der Fürsten kam wieder dem Lande zu Statten. Das Selbstgefühl erhöhte den Muth und die Thätigkeit der Eingeborenen¹⁾, die Reichthümer der Fürsten flossen der heimathlichen Gegend zu, wo sie am liebsten und längsten weilten, wo die klügsten und rüstigsten Männer des Reiches sich bei ihnen einfanden und ansiedelten, wo ihre Frömmigkeit Bischofssitze und Klöster in grosser Zahl anlegte und ausstattete. Auch fehlte die Gunst ungewöhnlicher Ereignisse nicht, wohin besonders die Entdeckung der in dieser Frühzeit höchst ergiebigen Silberbergwerke des Harzes zu rechnen ist, und bald war Betriebsamkeit und Reichthum des Landes so gestiegen, dass die Zeitgenossen Sachsen als ein Paradies von Sicherheit und üppiger Blüthe preisen konnten²⁾.

Von dieser Blüthe giebt auch die Baukunst Zeugnis. Wir finden hier an mehreren Stellen dichtgedrängte Gruppen uralter Gebäude, in denen die Grundgedanken des romanischen Styles mit Bestimmtheit, aber noch in primitiven Formen ausgesprochen sind. Sie gehören alle der frühesten Form romanischer Kirchen an, indem sie ohne Wölbung, wenigstens des Mittelschiffes, sind, aber durch rhythmische Abtheilung des Grundrisses, durch die wechselnde Folge von Pfeilern und Säulen und durch die Umgestaltung einzelner Theile sich von den altchristlichen Basiliken unterscheiden. Wir dürfen freilich es nicht als erwiesen annehmen, dass diese Kirchen sämmtlich oder doch überwiegend schon aus der Zeit der Ottonen, aus dem zehnten Jahrhundert herkommen; aber sie zeigen doch das erste

¹⁾ Die Sachsen sind (Widukind ad ann. 937. Scr. III. p. 439 bei Pertz, Monum. Germ.) schon jetzt „imperio regis gloriosi facti“.

²⁾ Thietmar Mers.: Post haec (Henricus II.) per Franciam orientalem iter faciens Saxoniam securitatis ac totius ubertatis quasi florigeram paradisi aulam revidit.

Stadium der Ausbildung eines eigenen, sich von dem überlieferten Basilikentypus entfernenden Styles, und lassen uns daher schliessen, dass sie nur die spätere Anwendung der in jener primitiven Zeit aufgekommenen Formen enthalten. Die Erfindung war ohne Zweifel hier, wie in den meisten Fällen, nicht eine willkürlich gesuchte, sondern die Folge eines Mangels, dem man abhelfen musste und der zum Ersatze anregte. In diesen erst jüngst bekehrten Gegenden war Alles neu zu schaffen. Römische Bauten, welche Materialien liefern konnten, waren überall nicht vorhanden¹⁾, nicht einmal bedeutende Klosterstiftungen aus karolingischer Zeit; es fehlte selbst an dem Nothwendigen. Anfangs baute man daher ohne Zweifel eilfertig und zog das leichte und im Ueberflusse vorhandene Material des Holzes dem schwerer zu behandelnden Steine vor. Zwar werden einzelne steinerne Kirchen unter Heinrich I. erwähnt, aber schon diese Erwähnung zeigt ihre Seltenheit²⁾. Im Norden des Landes, auf der sumpfigen, waldreichen, steinlosen Fläche, die sich vom Harze bis zum Meere erstreckt, blieb der Holzbau noch lange vorherrschend³⁾; in der Mitte des elften Jahrhunderts wurden erst die Hauptkirchen in Stein gebaut, und auch diese wahrscheinlich nur roh und schlecht. Anders war es an den fruchtbaren und lieblichen Abhängen des Harzes. Hier, um die Stammsitze des sächsischen Kaiserhauses herum, bei den Stiftungen, welche sie als ihr eigenes Werk, als die Bildungsquellen ihrer Heimath besonders begünstigten, als Grabstätten für sich bestimmten, in welche sich die Fürstinnen der Familie oder einzelne Grosse ihres Hofes zurückzogen, hier gerade lag mannigfaltiger Baustein zu Tage oder wurde bei der Gewohnheit bergmännischer

¹⁾ Es scheint wohl, dass Otto der Grosse, wie sein Vorgänger Karl, Säulenschäfte und andere antike Fragmente aus Italien herbeiführen liess; die im Chore des Magdeburger Domes aufgestellten Säulen von Granit und Porphyr, so wie ein am Dome zu Soest als Basis aufgestelltes korinthisches Pilasterkapitäl, lassen, da jener Dom ursprünglich von Otto, dieser von seinem Bruder Bruno erbaut war, darauf schliessen. Indessen versteht sich von selbst, dass so schwer erlangter Schmuck nur selten vorkam und keinen Einfluss auf die Construction der Gebäude ausüben konnte.

²⁾ (Heinricus rex) antiquum opus Romanum muro — in Mersburg decoravit lapideo et infra eandem ecclesiam, quae nunc est mater aliorum, de lapidibus construi et 14. Kal. Jan. praecepit dedicari. Thietmar Mers. in Pertz Monum. Germ. Scr. III. p. 740.

³⁾ Vita Bonifacii in Canisii Ant. Lect. IV. p. 367.: Ligneum oratorium construxit. Mabillon Annal. II. p. 95.: Exiguas construunt casas quas ex arborum corticibus tegunt. Bei Erwähnung des in Verden gegen 1014 neben dem Dome erbauten steinernen Thurmes bemerkt Thietmar, dass solche in jenen Gegenden noch selten seien (qui in hac terra pauci habentur), und scheint damit auf einen Unterschied jenes nördlichen Flachlandes gegen die obersächsischen Gegenden hinzudeuten. Adam. Brem. Hist. eccl. II. 104, bei Herstellung der durch die Slaven verwüsteten Marienkirche zu Hamburg: Claustrum, ecclesiam et diversorium omnia construxerunt lignea.

Arbeit leicht hervorgefördert. Es konnte nicht ausbleiben, dass hier, sobald nur die ersten Grundlagen der Civilisation gelegt waren, ein rüstiges Schaffen und Bauen entstand, bei dem man Uebung und Erfahrung erlangte; es war eine zur Hervorbringung neuer Formen wohl geeignete Stelle. Auch lässt uns die grosse Zahl gleichartiger Monumente, die wir hier beisammen finden, das allmälige Fortschreiten des Styls, das wir an ihnen wahrnehmen, und dann das lange Beharren bei derselben Form nicht zweifeln, dass wir hier die Bildungsstätte dieses ersten, deutsch-romanischen Styls haben. Der Holzbau, der altgermanische Gewohnheit war und bei Wohngebäuden gewiss noch ausschliesslich geübt wurde, musste darauf einen Einfluss haben. Anfangs hatte man auch in diesen Gegenden nach dem Vorgange der karolingischen Bauten centrale Kirchen gebaut; in Magdeburg gab es, nach dem Berichte des Thietmar von Merseburg, eine Rotunde. Allein der Holzbau war für Anlagen dieser Art nicht geeignet; man zog daher die andere überlieferte Form, die der länglichen Basilika, vor. Dabei hatte man aber nicht, wie in Italien, über Säulenschäfte aus antiken Gebäuden oder über Steinbrüche, welche die Herstellung monolithischer Stämme gestatteten, zu disponiren, und dieser Mangel nöthigte, auf einen Ersatz zu denken. Gewiss hatte man anfangs in Holzbauten die herkömmliche Säule durch leicht behauene Baumstämme ersetzt, in steinernen Kirchen dagegen viereckige Pfeiler als die einfachere Form vorgezogen. Später mochte man, zunächst aus Gründen der Sparsamkeit und Dauerhaftigkeit, Beides verbunden, so die Bedeutung dieses Wechsels kennen gelernt und ihn auch bei kostbaren, mit grösserer Musse ausgeführten Bauten angewendet haben, woraus sich dann im weiteren Verlaufe das System, das wir in den erhaltenen Bauten sehen, ergab. Der Mangel des Gewölbes und der Gebrauch der Balkendecke bei allen oder fast allen grossen Gebäuden dauerte zwar, auch jenseits der Grenzen des Sachsenlandes, bis in eine spätere Zeit, und hatte seine Ursache nicht im Material, sondern in der fehlenden Uebung. Allein die lange Beibehaltung der Holzdecken bis in eine Zeit hinein, wo die Wölbung am Rhein und in anderen Gegenden schon gewöhnlich war, deutet doch auf eine Vorliebe hin, die wiederum mit jenem Ursprunge des Styls zusammenhängen wird. Der Holzbau führt überall auf ein Vorherrschen des Geradlinigen und Eckigen, das aber in verschiedener Weise durchgeführt werden kann. In England ging aus ihm, neben der Beibehaltung der geraden Decke und einfacher Verhältnisse, ein Styl hervor, der sich in dem Kontraste reicher und bizarrer Ornamente gegen schwerfällige, gedrückte Grundformen gefiel. In Deutschland dagegen führte der schlichte Sinn eines unvermischten Volksstammes auf anspruchslose, milde Formen, und auf das Bestreben, ihnen durch Eurhythmie und Anmuth Werth zu verleihen. Auch manche

Details dieses Styls scheinen ihren ersten Ursprung im Holzbau zu haben. Dahin gehört das Würfelkapital, das recht eigentlich an das Absägen oder Abhauen eines Klotzes erinnert¹⁾, und aus der Schwierigkeit, die Schwingung des korinthischen Kelches im Holze hervorzubringen, entstanden sein mag, das aber auch durch seine eckige Form dem Pfeiler entsprach, und daher bei der Verbindung von Pfeilern und Säulen sich auch ästhetisch empfahl; dahin ferner die Einkerbung der Pfeilerecken; endlich die flache Ornamentation an Wülsten und Kapitälern, welche mehr dem in Holz ausgeführten Schnitzwerk, als der dreisten Arbeit des Meissels gleicht.

Diesen Entwicklungsgang an den vorhandenen Monumenten aufzuzeigen, sind wir freilich ausser Stande. Von jenen Holzbauten ist natürlich nichts, von den frühesten Versuchen in Stein höchstens Einzelnes, meist unter späteren Umbauten versteckt, erhalten. Selbst bei den vorhandenen Gebäuden möchte es kaum möglich sein, eine völlig zuverlässige chronologische Reihenfolge herzustellen. Bei der Unsicherheit, ob die Stiftungsdaten auf die erhaltenen Gebäude zu beziehen sind, können wir uns nur von dem Style derselben leiten lassen, und müssen diejenigen, wo die Grundgedanken noch schwankend erscheinen, wo sich eine beabsichtigte Nachahmung antiker Details neben der Rohheit ungeübter Arbeiter zeigt, für die früheren, diejenigen, bei welchen die Verhältnisse des Ganzen und die ihnen entsprechenden Details schon mit Konsequenz behandelt sind, für später, diejenigen endlich, wo sich ein Reichthum der Ornamentation entwickelt, für noch jünger halten.

Den Ausgangspunkt für die Ausbildung des Styles würden wir, bei Berücksichtigung der geschichtlichen Verhältnisse, in Quedlinburg, als einem der Hauptsitze des Ottonischen Hauses, vermuthen, und hier finden wir nun auch, zunächst in einem verborgenen Ueberreste, in der Krypta der ehemaligen Wipertikirche, Züge des höchsten Alterthums. Die Kirche selbst, welche schon beim Leben Heinrichs I. bestand und zu Gunsten seiner Gemahlin Mathilde, die hier ihren Wittwensitz aufschlug, mit einem Kloster verbunden wurde, ist im zwölften Jahrhundert erneuert; allein es ist nicht unwahrscheinlich, dass die unzweifelhaft ältere Gruft aus jener Stiftungszeit her stammt. Die drei Schiffe derselben sind bereits durch wechselnde Pfeiler und Säulen geschieden, aber diese nicht, wie späterhin, durch Bögen, sondern durch gerades Gebälk verbunden, welches den Tonnengewölben, mit denen die Hallen gedeckt sind, als Kämpferlinie

¹⁾ Gervasius von Canterbury in seinem unten ausführlich zu erwähnenden Berichte bei Vergleichung des neuen, im Jahre 1175 begonnenen Baues des Domes seiner Stadt mit dem älteren hat ein ähnliches Gefühl und sagt, dass die früheren Kapitäle eher mit dem Beile, als mit dem Meissel gearbeitet zu sein geschienen.

dient. Die Pfeiler sind roh, aber mit ganz wohlgebildeter attischer Basis versehen, und an einem kleineren Pfeiler findet sich ein ionisches Volutenkapitäl, zwar ohne Eierstab, aber auch ohne fremdartigen Zusatz¹⁾. Dieses merkwürdige Monument hat also noch drei antike Formen beibehalten, die unmittelbar darauf verschwinden und der deutschen Architektur des Mittelalters fremd bleiben. Wir erkennen daraus recht anschaulich den Ursprung der höheren Architektur in dieser Gegend. Es sind nicht byzantinische Formen, nicht einmal in dem Maasse wie bei den Bauten Karl's des Grossen, sondern rein römische, und diese in solcher Weise behandelt, dass sie nicht nach vorliegenden antiken Mustern, nicht nach genauer, auf eigener Anschauung beruhender Kenntniss, wie noch in Corvey, sondern nach dunkeln Erinnerungen oder höchstens nach rohen Zeichnungen gearbeitet zu sein scheinen.

Die Schlosskirche zu Quedlinburg wurde schon unter Heinrich I. (etwa 937) gegründet, jedoch am Ende desselben Jahrhunderts (997) eine Erweiterung begonnen, welche erst spät, im Jahre 1021, zur Einweihung führte. Im Jahre 1070 wurde sie durch einen Brand in Asche gelegt, und findet sich demnächst eine Weihe im Jahre 1129²⁾; wie viel indessen von dem älteren Bau bei jenem Brande unversehrt geblieben und bei der Herstellung beibehalten ist, und ob diese Weihe (was kaum glaublich) die erste nach jenem Brande gewesen, muss dahin gestellt bleiben. Jedenfalls darf man aus der Anordnung des Grundrisses schliessen, dass diese neuere Kirche auf den Fundamenten der älteren errichtet wurde. Der interessanteste Theil der Kirche ist die grosse und geräumige Krypta, mit Kreuzgewölben gedeckt und durch Säulen getheilt, deren Kapitäle sich durch feinen und eigenthümlichen Schmuck auszeichnen. Auch bei ihnen ist daher eine spätere, etwa kurz vor 1129 ausgeführte, Restauration anzunehmen; nur im westlichen Theile dieser Unterkirche finden sich Ueberreste eines älteren Baues, theils sehr rohe, theils antikisirende Formen, namentlich Kapitäle, an denen die ionische Volute, aber an ungewöhnlicher Stelle oder gar verkehrt angebracht ist. In der Oberkirche ist das neue System weiter ausgebildet, die Trennung der Schiffe durch wechselnde Pfeiler und Säulen in den bereits beschriebenen Verhältnissen bewirkt, die Detailbildung verändert. Die Kapitäle sind in der Gestalt umgekehrter und abgestumpfter Pyramiden, also dem Würfelkapitäl sich nähernd, mit phantastischen Gestalten besetzt, der Bogen ruhet unmittelbar auf ihnen, ohne Deckplatte, die attische Basis der Säulen ist sehr viel steiler als in antiken Bauten. Doch findet sich auch hier noch, im Aeusseren unter dem Rund-

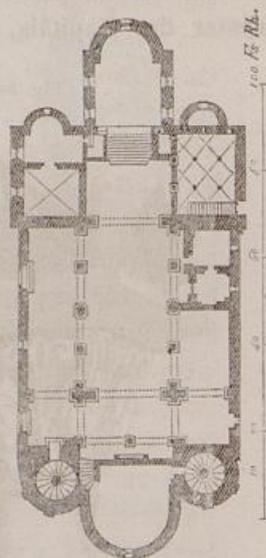
¹⁾ Vgl. Kugler und Ranke, a. a. O. S. 97 und Taf. VI.

²⁾ Vgl. Kugler und Ranke, a. a. O. S. 16 bis 19 und Taf. V. 1—4, 7.

bogenfriesen und an einem würfelförmig gestalteten Kapitälchen, eine Reminiscenz an ionische Voluten. Auch hier sind also noch Details, die auf eine sehr frühe Zeit hinweisen, während die schöne Anlage des Inneren das freilich jetzt durch hölzerne Einbauten entstellt und schwer erkennbar ist, erst dem im J. 1129 eingeweihten Bau zuzuschreiben sein möchte.

Älter als diese Schlosskirche erscheint die benachbarte Stiftskirche zu Gernrode¹⁾. Markgraf Gero, ein mächtiger Fürst, der zu den höchsten Erwartungen berechtigt war, verlor durch den Tod des einzigen Sohnes die Hoffnung, der Gründer eines Herrscherhauses zu werden. Ihm blieb nur eine Schwiegertochter und um dieser nach damaliger Sitte einen ehrenvollen Wittwensitz zu bereiten, stiftete er im Jahre 958 dies Frauenkloster. So sehr lag ihm diese Stiftung am Herzen, dass er noch in seinem hohen Alter eine Reise nach Rom unternahm, um päpstliche Privilegien für sie zu erhalten. Es ist daher höchst wahrscheinlich, dass er, der kinderlose mächtige, weitgereiste Mann, diese Stiftung, das letzte fromme Werk seines Lebens, das Denkmal, welches er hinterliess, seine künftige Grabstätte, auf's Reichste ausgestattet und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ausgeschmückt haben wird, und dass seine Anlage der Kirche so dauerhaft und ansehnlich war, dass sie einer gänzlichen Erneuerung nicht bedurfte. Auch berechtigt eine genaue stylistische Prüfung des jetzigen Gebäudes zu der Annahme, dass die Haupttheile desselben aus der ersten Bauzeit, also aus der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts und nur gewisse leicht erkennbare Zusätze und Aenderungen aus dem zwölften Jahrhundert herkommen²⁾. Wir sehen hier jenes einheimische System noch im Entstehen, verbunden mit manchen fremdartigen Eigenthümlichkeiten und mit Formgedanken, welche das Gepräge des Versuchs und der Neuheit tragen. Das Mittelschiff ist wieder von wechselnden Pfeilern und Säulen begrenzt, hat aber, abweichend von allen Kirchen dieser Gegend, über den Scheidbögen des Schiffes eine

Fig. 93.



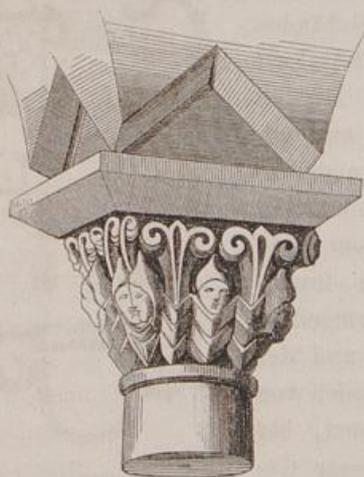
Gernrode.

¹⁾ Abbildungen und Beschreibung in Puttrich's Denkmälern, Abth. I, Band I, in dem die Anhaltischen Länder betreffenden Hefen. Vgl. auch die kritischen Bemerkungen bei Rosenthal, Gesch. der Bauk. Th. III, S. 561.

²⁾ Herr v. Quast, der bei Gelegenheit der von ihm geleiteten Herstellung des Gebäudes die genauesten Forschungen anstellen konnte, hat dies überzeugend nachgewiesen. Correspondenzblatt der deutschen Geschichts-Vereine, 1866. S. 3. ff.

Gallerie, und zwar diese wieder in einer sehr eigenthümlichen Anordnung. Die Arcaden derselben bilden nämlich weder eine ununterbrochen fortlaufende Reihe, noch einzelne den Scheidbögen entsprechende Gruppen, sondern sind dergestalt abgetheilt, dass sie über den Säulen und ihren Bögen ununterbrochen fortgehen, und nur dem Pfeiler des unteren Stockwerks entsprechend durch einen kleinen Pfeiler unterbrochen sind. Man sieht daher die Absicht, die Säule als ein blosses Mittelglied zu bezeichnen und die auf den Pfeilern beruhende Gliederung des Schiffes anschaulicher zu machen. In der That ist dies auch constructiv hier mehr als bei anderen ähnlichen Anlagen der Fall, weil die Säulen von geringerem Durchmesser als die Pfeiler und die obere Mauer sind, und so auf jenen die wesentlichere Last ruht. Die Säulen haben noch ziemlich antike Form. Sie stehen auf steiler attischer Basis, haben einen schlanken, stark verjüngten Stamm und Kapitäle von der Höhe des korinthischen, aber nicht mit geschwungener, concaver Linie des Kelchs, sondern in steiler, pyramidalischer Form und verziert mit Pflanzenstengeln, deren geradlinige Haltung dieser Form der Vase sehr wohl entspricht. Da nun die Dicke des auf dem Kapitäl stehenden Mauerstücks grösser war, als der Durchmesser des Kapitäls, so hat der Baumeister dies dadurch ausgeglichen,

Fig. 94.



Gernrode.

dass er in dem Mauerstück oberhalb der Deckplatte auf allen vier Seiten eine Vertiefung in Gestalt eines mit der Spitze nach oben gerichteten Dreiecks einmeisselte und so die Mauer nur mit einem der Deckplatte entsprechenden Stücke auf derselben lasten liess. Die zierliche Form und die Schlankheit der Säulen könnten veranlassen, dem Bau ein jüngeres Alter zuzuschreiben. Allein dieser Schluss möchte täuschen. Diese Erfindung scheint mehr ein glücklicher Wurf des durch die Neuheit angelegten Talents zu sein. Denn im Uebrigen ist die Behandlung roh, die Profilierung der Gesimse von höchster Einfachheit; die feineren Formen sind noch mehr aus der Antike entlehnt, als in späteren Bauten, die Kapitäle mehr korinthischer Form, die Basen ohne Eckblätter, die Säulenstämme verjüngt, während die späteren Theile des Baues das Würfelkapitäl, das Eckblatt, die unverjüngten Stämme haben. Gerade die Schwierigkeit, die der Baumeister hier in so

dass er in dem Mauerstück oberhalb der Deckplatte auf allen vier Seiten eine Vertiefung in Gestalt eines mit der Spitze nach oben gerichteten Dreiecks einmeisselte und so die Mauer nur mit einem der Deckplatte entsprechenden Stücke auf derselben lasten liess. Die zierliche Form und die Schlankheit der Säulen könnten veranlassen, dem Bau ein jüngeres Alter zuzuschreiben. Allein dieser Schluss möchte täuschen. Diese Erfindung scheint mehr ein glücklicher Wurf des durch die Neuheit angelegten Talents zu sein. Denn im Uebrigen ist die Behandlung roh, die Profilierung der Gesimse von

eigenthümlicher Weise beseitigte, würde durch das Würfelkapital gehoben oder vermindert sein. Es scheint daher eher dass er diese bequeme Form noch nicht kannte, als dass er dieselbe überbieten wollte.

Jedenfalls kann man die östliche Krypta, das ganze Langhaus und den westlichen Vorbau nebst den denselben flankirenden Thürmen, mit alleinigem Ausschluss der zwischen ihnen angebauten Concha, mit grosser Zuversicht der ersten Bauzeit zuschreiben. Alles ist hier höchst einfach und alterthümlich, die Thürme sind rund und haben ein oberes Stockwerk, dessen enggestellte Pilaster an dem einen Thurme zwar durch wirkliche Rundbögen, an dem anderen aber durch giebelartige, geradlinige Dreiecke verbunden sind, eine Form, die an den Holzbau erinnert und die wir in frühen englischen Bauten finden¹⁾, die aber hier sehr eigenthümlich mit dem von römischen Bauten entlehnten Pilaster verbunden ist. Ebenso trägt die östliche Chornische, die wiederum in völlig eigenthümlicher Weise mit zwecklosen vortretenden Pilastern verziert ist, durchaus den Charakter der frühesten Zeit und eines kecken Gebrauchs halbbekannter Formen. Aber nicht bloss hier, sondern auch an den übrigen Theilen der Kirche ist das Aeussere noch durchweg in strengen aber auch rohen und schweren Formen, ohne feinere Details und unterscheidet sich sehr deutlich von dem späteren, in geschmückterem Style gebauten Kreuzgange und von gewissen Einbauten im Inneren, deren ich wegen der daran befindlichen Sculpturen weiter unten gedenken werde. Da aber auch diese Theile noch dem romanischen Style angehören, so lassen sie umsomehr darauf schliessen, dass die älteren Theile wirklich aus dem ursprünglichen, noch vor dem Jahre 1000 vollendeten Bau herstammen.

An dies Monument schliessen sich einige Kirchen an, welche sämmtlich einen Wechsel von Pfeilern und Säulen und auch sonst Verwandtes haben. Die Klosterkirche von Wester Gröningen (seit 936 erwähnt), der jetzt abgebrochene Dom zu Goslar (1040)²⁾ die Klosterkirche von

Fig. 95.



Gernrode.

Fig. 96.



Gernrode.

¹⁾ Auch in der Vorhalle von Kloster Lorsch an der Bergstrasse. Bd. III, S. 543. Fig. 129.

²⁾ Vgl. über denselben (nach Zeichnungen, die vor dem Abbruche 1819 aufgenommen) Mithoff, Archiv für Niedersachsens Kunstgesch., Abth. III, Taf. 1—6., und die Bemerkungen v. Quast's im Correspondenzblatt 1862. No. 3.

Frose¹⁾ und die theilweise später veränderte Neumarktkirche zu Merseburg²⁾. In allen diesen Kirchen ist schon das Würfelkapitäl angewendet und der Gedanke der durch die Pfeiler begrenzten Gruppe weiter ausgebildet. In Wester Gröningen und Frose besteht sogar jede solche Gruppe schon aus zwei Säulen; auf jeder Seite des Schiffes stehen nämlich vier Säulen und zwischen ihnen ein Pfeiler. Dagegen sind hier die Detailformen noch durchweg ziemlich roh und plump. Feiner ausgebildet zeigen sie sich in den benachbarten Klosterkirchen von Huyseburg, Ilsenburg und Drübeck, die sämmtlich erst nach dem Anfange des zwölften Jahrhunderts gebaut sein werden, wenn auch ihre Stiftung früher fällt³⁾. Die Eilfertigkeit, mit der die Gebäude bei der ersten Anlage errichtet wurden, und der schnelle Zuwachs der Mönche machten oft nach sehr kurzer Zeit eine Erneuerung wünschenswerth, und die fromme Baulust dieser Geistlichen war so gross, dass sie sich leicht zu solchen Unternehmungen entschlossen. Bischof Burchard von Halberstadt verrichtete bei der ersten Anlage von Huyseburg selbst die Dienste eines Handlangers und der zweite Abt dieses Klosters, Alfried, scheute die Mühe nicht, zweimal während seiner Regierung die alten Gebäude abzurechen und durch neue zu ersetzen. In der Kirche zu Drübeck sind sogar wohlerhaltene Kapitäle später, vielleicht in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., mit einer Stuckbekleidung in reichen und phantastischen Formen umgeben. Es ist daher nicht leicht anzunehmen, dass der Bau der ersten Stiftung dieser Klöster auf uns gekommen. In diesen Kirchen findet sich nun die feine und harmonische Ausbildung der Pfeilergruppen in der Art, dass von Pfeiler zu Pfeiler, also über die zwei durch die dazwischen stehende Säule getragenen Scheidebögen ein grösserer sie überspannender Bogen gebildet ist⁴⁾. In Huyse-

¹⁾ S. Puttrich, a. a. O. Abth. II. Bd. I. Anhalt'sche Lande, Taf. 37. Sie ist später erneuert, aber so, dass man die alte Anlage noch erkennt.

²⁾ Puttrich, Merseburg, Taf. 7. Jünger und der folgenden Epoche angehörig sind die Portale; in dem Schiffe erkennt man, obgleich der Boden bedeutend erhöht ist, noch die alte Anlage.

³⁾ Kugler a. a. O. giebt bei Huyseburg und Ilsenburg die Stiftungsjahre 1080 und 1087 an. Indessen ergibt das Chron. Hujesburgense (bei Meibom Scr. rer. germ. II. p. 537), dass der Abt Alfried (erwählt 1088) zuerst die bisherige Kapelle mit Beibehaltung ihres Sanctuars erweiterte und erneuerte, dann aber diese erste Kirche zur Zeit des Bischofs Reinhard (1107—1123) nochmals abbrechen und neu herstellen liess, welcher Bau 1121 die Weihe erhielt. Ihm ist daher die gegenwärtige Kirche zuzuschreiben, und wegen der Aehnlichkeit der Formen auch bei den beiden anderen eine ungefähr gleichzeitige Entstehung anzunehmen. Diese Chronik erzählt auch die im Texte angeführte Anekdote von der frommen Demuth des Bischofs Burchard. Abbildungen von Ilsenburg und Drübeck bei Puttrich, Abth. II. Band 2 und in (Hase) mittelalterliche Baudenkmale Niedersachsens. Heft 5.

⁴⁾ Vgl. die Abbildung aus der Kirche zu Echternach oben S. 116.

burg zeigt sich dies in der reinsten Form, der grössere Bogen erscheint als eine Mauerverstärkung mit einer fast hufeisenartigen Schwingung. In Drübeck und Ilsenburg ist dieselbe Anordnung, aber weniger zierlich, durchgeführt. Hier sind auch überall schon Eckknollen an der Basis angebracht. Dieselbe Anordnung wechselnder Pfeiler und Säulen mit dem grösseren, je zwei Arcaden überspannenden Bogen findet sich auch in der Klosterkirche zu Heiningen in der Nähe von Wolfenbüttel, die schon im J. 1012 gegründet, aber wahrscheinlich im zwölften Jahrhundert und zwar gegen das Ende desselben mit durchgängiger Ueberwölbung erneuert ist¹⁾.

Ohne diese Anordnung, aber sonst in regelmässiger Durchbildung, finden wir denselben Styl in der Klosterkirche zu Hecklingen (1130), in welcher ein späterer, aber noch ganz romanischer Einbau in der völlig erhaltenen älteren Anlage die Bestätigung giebt, dass diese die ursprüngliche ist²⁾. In Gernrode hatte man schon das Bedürfniss gefühlt, den Kontrast der scharfen Pfeilerecke gegen den runden Säulenkörper zu mildern und deshalb eine rechtwinkelige, oben abgerundete Einkerbung darin angebracht; in den späteren Bauten ist statt derselben in jede Ecke eine Halbsäule mit einem kleinen Würfelkapitäl und einer mit einem Eckknollen versehenen Basis eingeschnitten und so die Uebereinstimmung beider verschiedenartigen Stützen hervorgebracht³⁾. Auch die schöne Klosterkirche von Amelunxborn an der Weser, hat in ihrem Schiffe denselben Wechsel von Pfeilern und Säulen⁴⁾.

Eine zweite Gruppe von Kirchen ähnlichen Styls, aber mit gewissen Eigenthümlichkeiten, findet sich weiter westlich und hat ihren Mittelpunkt in Hildesheim, wo Bischof Bernward, dessen ich weiter unten näher zu erwähnen habe, und sein Nachfolger Godehard schon im Anfange des elften Jahrhunderts Studien dieser Art begünstigten und eine Schule begründeten, welche noch im folgenden Jahrhundert in gleicher Weise fortwirkte. Diese fortdauernde Thätigkeit und der anwachsende Reichthum des berühmten Bischofsitzes sind zwar die Ursache, dass wir kein Gebäude besitzen, das uns den Styl des 11. Jahrh. rein erhalten zeigte, in-

¹⁾ Die Pfeiler scheinen, da sie Kreuzgestalt haben, schon auf Gewölbe angelegt, und erwähne ich diese Kirche hier nur, weil sie jene zierliche Anordnung mit den eben erwähnten Kirchen theilt. Vgl. Lübke im Deutschen Kunstbl. 1850, S. 165. Näheres und Abbildungen in Heft 8. der mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens.

²⁾ Bemerkenswerth ist, dass auch der Baumeister von Hecklingen (wie der von Gernrode) noch für nöthig fand, das Mauerwerk nicht mit voller Breite auf die Deckplatte des Säulenkapitäl zu stellen. Er bediente sich aber zu diesem Zwecke nur einer einfachen, geradlinigen Einkerbung.

³⁾ Vgl. über Hecklingen das Werk von Puttrich Abth. II, B. I. Serie Anhalt.

⁴⁾ Chor und Kreuzschiff sind im schönsten frühgothischen Style, und weiter unten zu erwähnen.

dessen lässt sich an mehreren derselben noch die ursprüngliche Anlage erkennen, die auch in den Bauten des 12. Jahrh. noch beibehalten und nur mit reicherm plastischen Schmucke verbunden ist. Auch diese Kirchen haben nämlich die gerade Decke und den Wechsel von Pfeilern und Säulen, doch so, dass, wie in Wester Gröningen und Frose, zwischen jedem Pfeilerpaar zwei Säulen stehen¹⁾. Am wenigsten hat der vielfach überbaute und veränderte Dom von seiner alten Gestalt aus der Gründungszeit v. J. 1061 behalten, indessen ist auch an ihm die ursprüngliche Anordnung noch kenntlich. Die eigentlich begünstigte Stiftung Bernward's war das Michaeliskloster, das er im Jahre 1001 gründete, 1015 konnte er selbst noch die Gruft, 1022 den Chor weihen, 1033 wurde die Vollendung der ganzen Kirche mit einer neuen Weihe gefeiert. Ein im Jahre 1162 stattgefunden Brand zerstörte aber diesen Bau so gründlich, dass man nach eifriger Herstellung erst im Jahre 1184 zur neuen Einweihung schreiten konnte²⁾, und dieser späteren Zeit gehört das jetzige Gebäude mit seinen bewundernswürdig ausgeführten Ornamenten im Wesentlichen an. Allein dennoch sind einzelne Säulen des alten Baues stehen geblieben, die, als solche durch ihre Schmucklosigkeit und geringere Höhe erkennbar, beweisen, dass er schon ursprünglich dieselbe Anlage wie jetzt hatte. Vollständig erhalten ist dagegen die im J. 1133 geweihte Godehardskirche³⁾, in welcher sich wiederum dieser Styl, aber nun in reichster und schönster Entwicklung und mit einer ungewöhnlichen, weiter unten näher zu erwähnenden Choranlage zeigt. Dieselbe Anordnung zwiefacher Säulen zwischen den Pfeilern findet sich auch in den später zum Gewölbebau umgestalteten Stiftskirchen von Wunsdorf⁴⁾ und Gandersheim, in der benachbarten Klosterkirche von Klus (1124), und endlich weiter westlich nahe an der Weser in der im Jahre 1091 gegründeten Benediktinerkirche Bursfelde, unfern Karlshafen⁵⁾.³

Neben diesen mit wechselnden Säulen und Pfeilern ausgestatteten Basiliken bestanden gewiss stets sehr viele mit einfachen viereckigen

¹⁾ Vgl. die Abbildung oben S. 116.

²⁾ Diese Daten entlehne ich aus einer gütigen Mittheilung des sorgsam Lokalforschers Dr. Kratz, der die darüber in seinen Händen befindlichen Urkunden hoffentlich veröffentlichen wird. Aufn. in Gladbach's *Denkm. d. Bauk.* 43—48 und in den *Baudenkm. Niedersachsens* I. T. 3—6.

³⁾ Aufn. in den *Baudenkm. Niedersachsens* I. T. 1. 2.

⁴⁾ Vgl. *Hannöver'sches Magazin* 1850, S. 78 und 93, *Deutsches Kunstblatt* 1850, S. 164. Abb. in den *Baudenkm. Niedersachsens* I. T. 41—44 und in *Lübke's Westfalen* T. 15.

⁵⁾ Eine Nachricht über dieselbe im *Kunstblatt* 1848 und in den *Ephemeriden der Wiener Bauzeitung* 1848, S. 57. Aufn. in den *Baudenkm. Niedersachsens* I. T. 17. 18.

Pfeilern; wahrscheinlich sind sie nur deshalb nicht in grösserer Zahl auf uns gekommen, weil man bei den reicher ausgestatteten und soliden Bauten, mithin gerade bei denen, welche den Jahrhunderten Widerstand leisteten, gewöhnlich Säulen anzuwenden pflegte. Bei den einfachsten Kirchen dieser Art sind die Pfeiler blosse Mauerstücke mit einer bald bloss abgeschrägten, bald attisch gestalteten Basis und einem einfachen Gesimse. So findet es sich in der freilich sehr rohen, jetzt verfallenden Kirche zu Walbeck, östlich von Helmstaedt (1011), in der benachbarten Klosterkirche von Marienthal und in der Klosterkirche von Vessera in der Grafschaft Henneberg (um 1050)¹⁾. Auch der Dom zu Bremen war, wie die noch wohl erhaltenen unteren Theile des Langhauses ergeben, bei dem durch Erzbischof Adalbert um 1050 ausgeführten Bau, eine Basilika mit einfachen Pfeilern²⁾. Dass diese Einfachheit nicht immer der Beweis eines höheren Alters ist, ergibt sich aus der von 1120 bis 1135 erbauten Klosterkirche zu Ammensleben in der Magdeburger Diöcese³⁾, und noch schlagender aus der mächtigen, mit vier Thürmen im Aeusseren reich ausgestatteten und dennoch im Inneren in diesem einfachen Style angelegten Liebfrauenkirche zu Halberstadt, welche nach neueren Ermittlungen erst in den Jahren 1135 bis 1146 neu erbaut ist⁴⁾. In anderen Fällen

Text S. 73 ff. Sie hat, wie die Kirche von Frose, kein Kreuzschiff, sondern drei fortlaufende Schiffe, die aber sämmtlich (nicht bloss wie dort das Mittelschiff) mit Nischen geschlossen sind. Hier wie dort sind in Westen zwei Thürme, zwischen denselben eine auf einer Mittelsäule ruhende Emporkirche. Würfelkapitäl mit einfacher Randverzierung und der Schachbrettfries bilden auch hier die Ornamentation. Der Wechsel von Pfeilern und Säulen ist nicht ganz regelmässig. Die ersten fünf Arcaden ruhen, wie in Frose, auf 4 Säulen und einem die Mitte der Gruppe bildenden Pfeiler, dann aber folgen nach dem Chore zu noch zwei Pfeiler, der zweite zugleich als Scheidewand der drei Nischen dienend. Offenbar ist diese Unregelmässigkeit beabsichtigt, um beim Mangel eines Kreuzschiffes der Chornische eine Art Vorhalle zu verschaffen. Die Zwischenwand, welche das Mittelschiff als Chor von den Seitenschiffen trennt, ist durch eine darauf gestellte Gallerie von kleinen Säulen sehr eigenthümlich und reich geschmückt.

¹⁾ Puttrich, Serie Mühlhausen S. 22 und Taf. 13. Uebersicht Taf. I. und II.

²⁾ Ueber die Geschichte dieses wichtigen Gebäudes, das aus jener oben bezeichneten Bauzeit noch die Anlage doppelter Chöre und Krypten sowie die Arcaden des Schiffes, im nördlichen Seitenschiffe und im Chore Erneuerungen vom Anfange des 13. oder Ende des 12. Jahrh., dann aber auch bedeutende Veränderungen aus dem 16. Jahrh. enthält, vgl. A. H. Müller, der Dom zu Br. Bremen 1861. mit Abbild., Kugler kl. Schr. II. 640, und H. A. Schumacher, zur Geschichte der Kirchenarchitektur in dem Bremischen Jahrbuche, 1864. Bd. I. S. 284. Die nicht uninteressanten diesen Bau betreffenden Chronikenstellen findet man bei Fiorillo Gesch. der zeichnenden Künste in Deutschland, II, 106.

³⁾ v. Quast Zeitschrift II, p. 72.

⁴⁾ F. v. Quast (im Kunstblatt 1845 Nro. 52 ff.). Durch Bischof Rudolf (1135—1149)

wurden die Pfeiler eingekerbt oder mit Halbsäulen versehen, und so etwas zierlicher gestaltet. Dies findet sich bei der jedenfalls dem elften Jahrhundert, vielleicht sogar einer sehr frühen Zeit desselben angehörigen Liebfrauenkirche zu Magdeburg¹⁾, und bei der Klosterkirche von Fredelsloh bei Eimbeck (1130)²⁾. Auch ferner und selbst über die Grenzen dieser Epochen hinaus wurden besonders Klosterkirchen noch immer in dieser einfachen Form errichtet, jedoch dann meist mit feinerer Belebung der Pfeiler. Bei der grossartig und reich angelegten Stiftskirche von Königslutter bei Braunschweig, um 1135 neuerbaut oder doch erweitert³⁾, und bei der durch ihre Sculpturen berühmten Klosterkirche zu

wurde die Kirche, die früher klein und hässlich war (*parvula ac deformis*), gänzlich (*a fundamento*) erneuert, und 1146 geweiht. Da der untere Theil des westlichen Vorbaues mit dem Mauerwerk des jetzigen Schiffes nicht im Verbande steht und also einem älteren, und zwar, wie die Maasse zeigen, kleineren Gebäude angehört, so muss man jenen für den Ueberrest der ersten Gründung (etwa 1005), dieses aber für das Werk Rudolf's halten. Vgl. auch v. Quast, Zeitschr. II, 176. Aufn. in den Baudenk. Niedersachsens Taf. 57—61.

¹⁾ Diese interessante Kirche ist im 13. Jahrh. mit Kreuzgewölben gedeckt, welche auf angelegten, mit der alten Mauer nicht im Verbande stehenden Diensten ruhen. Dieser Einbau lässt jedoch die alten Mauern unverändert und wohl erkennbar. In die Pfeilerreihe mischt sich hier ohne ersichtlichen Grund für eine solche Abweichung eine Säule. Vgl. A. Hartmann in Rombergs Zeitschr. für prakt. Baukunst 1854 und besonders v. Quast, Zeitschr. I. p. 167 ff., wo nachgewiesen ist, dass die ältesten Theile (das Kreuzschiff theilweise) dem Baue Bischof Werners (1064—1078), die andere, namentlich das Langhaus wahrscheinlich erst einer Vergrösserung und Herstellung der verfallenen Kirche im J. 1129 angehören. Die Pfeiler haben hier Einkerbungen.

²⁾ Fiorillo a. a. O. II, 66. Die in dunkelrothen Sandsteinquadern erbaute Kirche zeichnet sich durch zwei kräftige, pyramidalisch verzüngte Thürme der Westseite aus, zwischen denen eine schwach hervortretende halbrunde Chornische zwei innere Bögen enthält. Sie ist von Dr. Kästner im Hannöverischen Magazin 1850, S. 70, und von W. Lübke im D. Kunstblatt 1850, S. 157 beschrieben. Aufn. in den Baudenk. Niedersachsens, I. T. 8.

³⁾ Kaiser Lothar's Urkunde vom J. 1135, auf welche sich die Annahme eines Neubaus stützt (Fiorillo, a. a. O. I. 84). bekundet nichts über den Bau, sondern enthält nur die Aufhebung des früher daselbst bestandenen Nonnenstiftes, und die Verlegung von Mönchen in dieses Kloster. Indessen ist Lothar hier und zwar im Schiffe der Kirche beigesezt, und die Vermuthung, dass er für die Verschönerung des Orts gesorgt, ist daher wohlbegründet. Wahrscheinlich stammt wenigstens der reiche und malerische, wegen der Mannigfaltigkeit der Säulenstämme und Kapitäle berühmte Kreuzgang, der Chor und der westliche Thurmbau mit seiner mächtigen Treppe aus dieser Zeit. Das Aeussere der Chornische ist reich und geschmackvoll. In den Bögen des Rundbogenfrieses ist die Darstellung einer Jagd mit komischen Episoden, unter anderem die Hasen auf dem Jäger liegend, wahrscheinlich gleichzeitig, dagegen die Inschrift, welche in verkehrt geschriebenen Buchstaben die Worte enthält: *O opus eximium . . . vario celamine mirum*, wahrscheinlich ein späterer Zusatz, sogar vielleicht bloss ein mönchischer Scherz. Ich führe dies an, weil man diese Inschrift für un-

Wechselburg, gegründet 1174, zeigt sich die Neigung, eine Abwechslung in die einförmige Wiederholung der Pfeiler zu bringen, in verschiedener Weise. In Königslutter sind die Pfeiler ohne Eckverzierung, aber ihre Gesimse wechseln, indem sie, an den gegenüberliegenden Pfeilern gleich, bald die einfache Form eines dorischen Echinus, bald eine reichere erhalten haben. In Wechselburg dagegen sind die Ecken eingekerbt, bald mit blossen Auskehlungen, bald mit Säulchen und zwar in der Art wechselnd, dass die gegenüberliegenden ungleich sind, und die diagonal entgegengestellten Pfeiler der anderen Reihe einander gleichen¹⁾. Auch in Marienberg bei Helmstädt sind die Pfeiler wechselnd einfach und mit Einkerbungen²⁾. Man sieht daher hier denselben rhythmischen Gedanken, der dem Wechsel von Pfeilern und Säulen zum Grunde liegt, in anderer, zarterer Weise wirksam. Eine sehr viel vollständigere Gliederung haben dann die Pfeiler der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Erfurt, die nach einem Brande von 1142 schon im Jahre 1147 geweiht wurde³⁾. Die herrlichste Ausbildung der Pfeilerbasilika zeigt sich endlich in der, um

lesbar gehalten und ihr deshalb eine geheimnisvolle Bedeutung und frühe Entstehung zugeschrieben hat. — Vgl. nähere Angaben über Grösse und Geschichte der Kirche im Organ für christliche Kunst 1853, S. 101, und im D. Kunstblatt 1850, S. 157. Aufn. in den Baudenkm. Niedersachsens II.

¹⁾ Vgl. die Beschreibung der K. zu Kloster Zschillen oder Wechselburg bei Puttrich a. a. O. Th. I. Abth. 1.

²⁾ Lübke im D. Kunstbl. 1855, S. 107.

³⁾ Diese grossartige Kirche ist jetzt zum Militärmagazin eingerichtet, aber mit Ausnahme des obersten Theiles der Mauer des Mittelschiffes noch wohl erhalten. Puttrich (Bd. II. Abth. 2. Heft: Erfurt, S. 16), der das Innere nicht sah, vermuthet nach einer alten Zeichnung, dass die Kirche gewölbt gewesen. Dies ist indessen, wie ich mich durch eigene Anschauung überzeugt habe, irrig. Nur eine, aus der spätesten Zeit des romanischen Stils herstammende, über die Breite der Kirche hinaus ragende Vorhalle hat Pfeiler, welche auf Wölbung hindeuten. Die des Schiffes dagegen sind nicht auf eine solche eingerichtet; sie haben vielmehr auf ihrer Vorderseite, nach dem Mittelschiffe zu, eine in einer nischenartigen Vertiefung angebrachte Halbsäule (ähnlich, wie es sich in der Vorhalle von Paulinzelle, jedoch da nur unter den Scheidbögen, findet), sind auf der Rückseite nach dem Seitenschiffe zu ganz flach, und nur unter den Scheidbögen mit vortretenden, einfachen Würfelsäulen versehen. Nur die drei östlichen der neun Pfeiler jeder Seite sind anders geformt, nach dem Mittelschiffe zu ganz flach, nach den Seitenschiffen zu durch eine Vorlage verstärkt, so dass vielleicht in diesem Theile die Seitenschiffe Gewölbe gehabt haben. Die grosse Nische des Chores ist entweder in sehr früher Zeit abgebrochen, oder nicht ausgeführt, aber wohl beabsichtigt; an ihrer Stelle ist der Chor jetzt geradlinig, durch eine eingesetzte mit dem älteren Mauerwerke nicht im Verbande stehende Wand geschlossen. Kreuzschiff und Seitenschiffe hatten Nischen, die noch zum Theil erhalten sind. Die Dimensionen der Kirche sind sehr bedeutend, die Breite des Mittelschiffes 30 Fuss, die Länge des Langhauses acht Arcaden.

Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. IV.

die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbauten Klosterkirche von Thalbürgel oder Bürgelin bei Jena¹⁾, wo die Pfeiler nicht nur mit stärkeren Ecksäulchen, sondern auch unter den Scheidbögen mit einer auf der Mitte der inneren Pfeilerseite hervortretenden Säule gleicher Art versehen sind, wodurch denn eine reichere Gliederung der Bögen und eine engere und mehr harmonische Verschmelzung derselben mit den Pfeilern herbeigeführt wird.

Viel seltener, als der Gebrauch blosser oder mit Säulen wechselnder Pfeiler, ist in dieser Gegend die ausschliessliche Anwendung von Säulen, so selten, dass man fast bei den wenigen Fällen einen Einfluss auswärtiger Bauten annehmen möchte. Das früheste Beispiel giebt die kleine (jetzt modernisirte, doch noch erkennbare) Kollegiatkirche auf dem Moritzberge bei Hildesheim²⁾, um 1060 unter der Regierung des Bischofs Hezilo von Hildesheim gegründet. Wichtiger ist die Klosterkirche zu Paulinzelle im Schwarzburgischen³⁾, seit 1105 gebaut. Die Reihe der schlanken, etwas verjüngten, nicht auf attischer Basis, sondern auf einem Wulst und einer hohen, an den Ecken abgeschmiegtten Plinthe ruhenden Säulen, die einfachen, aber durch senkrechte Simse über den Kapitälern eingerahmten Bögen geben diesem Monumente eine grosse Anmuth, die, obwohl mit ganz anderen Formen, einigermaassen an den ionischen Styl erinnert. Hier können wir nun in der That nachweisen, dass der Einfluss einer anderen Gegend eingewirkt hat. Denn dies, ohnehin an der südlichsten Gränze des Sachsenlandes nach Franken zu gelegene Kloster wurde im Jahre 1105 mit Mönchen aus Hirschau besetzt, welche sich ohne Zweifel die Aureliuskirche ihres Mutterklosters, die in ähnlicher Weise construirt ist, zum Vorbilde nahmen. Ausserdem findet sich in den sächsischen Gegenden nur noch eine Säulenbasilika, in dem im Anfange des zwölften Jahrhunderts⁴⁾ gegründeten ehemaligen Augustinerklosters Hamersleben, unfern Wegeleben im Norden des Harzes. Es ist ein stolzer, prachtvoll ausgestatteter Bau, in der Choranlage und in manchen Details der Kirche von Paulinzelle verwandt, in der Anlage der Thürme sehr eigenthümlich, durch eine Bogenstellung auf der Brustwehr des Chores

¹⁾ Puttrich in dem angeführten Werke, Serie Sachsen-Weimar-Eisenach. S. 18 und Taf. 8 bis 11.

²⁾ Vgl. Baudenkm. Niedersachsens I. Heft 4, wo auch bei diesem Gebäude Einfluss von Schwaben her wahrscheinlich gemacht wird.

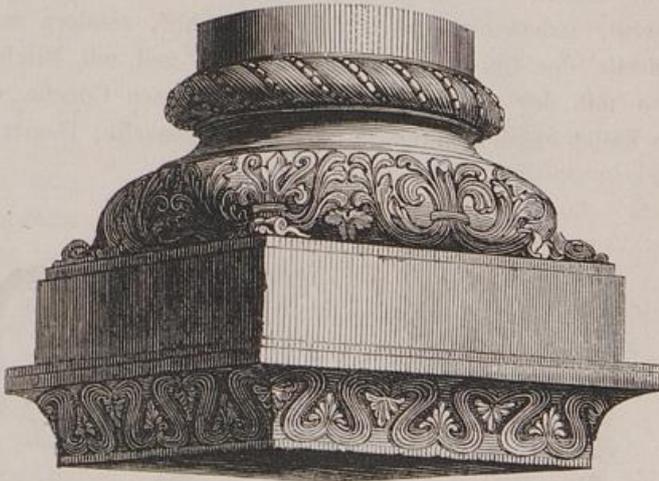
³⁾ Puttrich a. a. O. Abth. I. Bd. 1. Serie Schwarzburg.

⁴⁾ Nach Meibom *Scr. rer. Germ.* III. p. 353. im Jahre 1108. Vgl. Beschreibungen im *Hannöverschen Magazin* 1850, S. 66, und im *Deutschen Kunstblatt* 1850, S. 157, Abbildungen in den *Baudenkm. Niedersachsens I.* Heft 3 und besonders in v. Quast *Zeitschrift* II, S. 74. ff.

sehr malerisch verziert. An jeder Seite des Schiffes stehen sechs starke monolithische Säulenstämme, auf steiler und kräftiger, mit dem Eckknollen versehener Basis und mit sehr reich und phantastisch behandelten Würfelkapitälen. Die Ausstattung dieser Kapitäle mag der Mitte des zwölften Jahrhunderts zugeschrieben werden; die der Fussgestelle jener kleineren Säulen auf der Brustwehr des Chores zeichnet sich durch Reichthum und Schönheit aus.

Ich habe bei dieser Aufzählung und Gruppierung auch einige Kirchen mit aufgenommen, deren Begründung schon jenseits der Mitte des Jahrhunderts liegt, um die Entwicklung des Styles von einfachen und unsicheren Anfängen bis zu den reichsten und ausgebildetsten For-

Fig. 97.



Hamersleben.

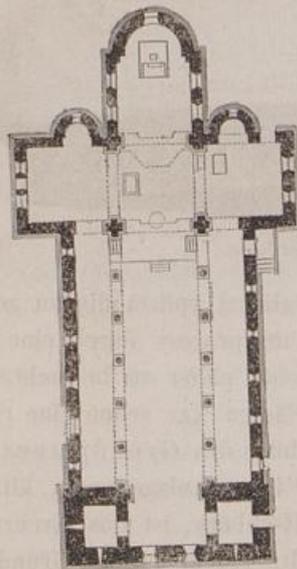
men und so die Tendenz, die in ihm lag, möglichst vollständig zu zeigen. Es bleibt mir noch übrig, diesen Entwicklungsprozess durch eine Vergleichung der einzelnen Theile dieser Monumente näher zu betrachten.

Durch die Verbindung von Pfeilern und Säulen war schon eine rhythmische Theilung gegeben; die weitere Ausbildung des Grundplanes entstand aber erst allmählig. In den, wenigstens ihrer Anlage nach, ältesten Kirchen, in Gernrode¹⁾, Quedlinburg, Frose, Ilsenburg, ist das Kreuzschiff noch dem der altchristlichen Basiliken ähnlich, indem es im Grundrisse wenig oder gar nicht über die Aussenwand der Seitenschiffe hinaustritt, aber durchgängig die Höhe des Mittelschiffes hat. Das mittlere Quadrat ist indessen schon immer von vier grossen Gurtbögen eingerahmt, so dass das Ganze nicht mehr wie dort einen ungetheilten Querarm bildet, sondern zwei Seitenräume hat, welche zuweilen, wie in Gernrode, zur Anbringung einer Empore benutzt wurden. An diesen Querarm schliesst sich dann der Chor, gewöhnlich über einer Krypta und desshalb um mehrere Stufen über den Boden des Langhauses erhöht, nicht bloss als einfache Apsis an,

¹⁾ Vgl. den Grundriss von Gernrode oben S. 345.

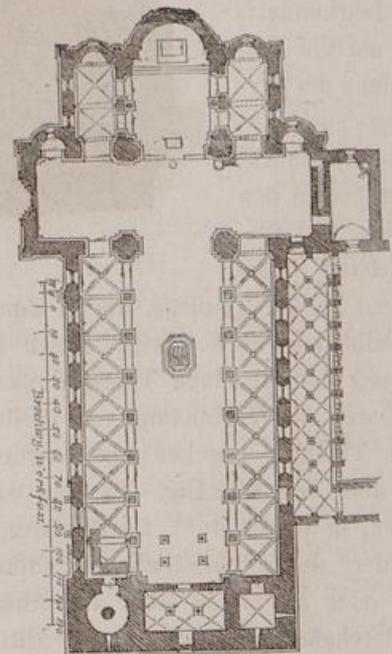
sondern mit einer Verlängerung des Mittelschiffes, an die sich dann erst die Concha anlegt. Auch erhält das Kreuzschiff in Gernrode schon auf jeder seiner östlichen Wände eine kleinere Nische, welche zur Aufstellung eines Altars oder zu anderen Zwecken diente, und äusserlich den Seitenschiffen einen ähnlichen Abschluss wie dem Chore gab. In den späteren Bauten, jedenfalls vom Anfange des zwölften Jahrhunderts an, hat das Querschiff eine Ausladung von der Breite der Seitenschiffe, der Chorraum zwar dieselbe Länge, etwa von zwei Arcaden, meistens aber grössere Breite, indem nicht bloss das Mittelschiff, sondern auch die Seitenschiffe jenseits des Querarms fortgesetzt sind und mit Nischen endigen, welche also mit der dazwischen gelegenen grossen Concha eine Gruppe bilden. So findet es sich unter anderen in Paulinzelle, Hamersleben, Königslutter

Fig. 98.



Hecklingen.

Fig. 99.

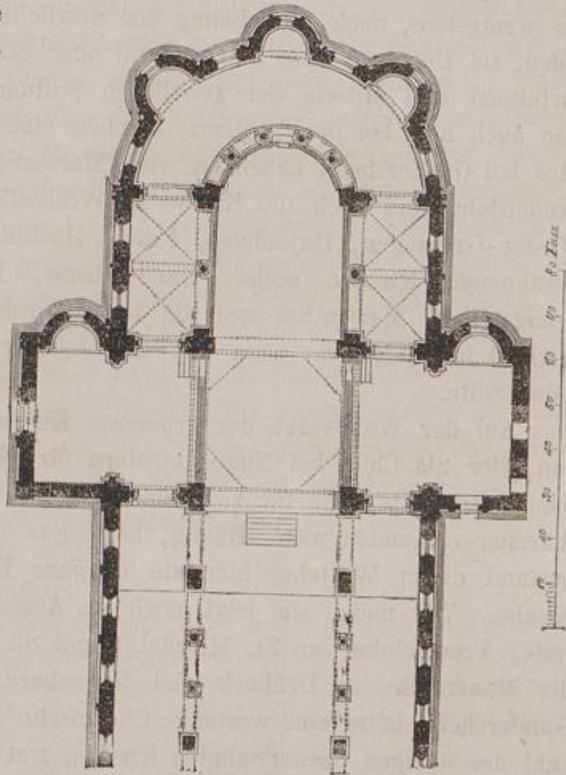


Königslutter.

und Thalbürgel, in den beiden ersten Kirchen sind ausser diesen drei Nischen auch noch die beiden auf der Ostseite des Kreuzes angebrachten beibehalten. Die Kreuzgestalt ist daher vollkommen ausgebildet, die Ostseite der Kirche zeigt eine reiche Gruppe von drei oder fünf Nischen. Zuweilen, aber selten, finden sich auch abweichende Choranlagen. So hat die einschiffige St. Anna-Kapelle auf dem Petersberge bei Halle als Chor

eine Rotunde mit einer kleinen östlichen Nische¹⁾. Merkwürdiger ist der Chorschluss der St. Godehardskirche in Hildesheim. Sie hat nämlich bei übrigens gewöhnlicher Anlage des Langhauses und Kreuzschiffes einen Chorumgang mit drei strahlenförmig heraustretenden Nischen. Diese Form, die in Frankreich auch an romanischen Bauten sehr oft vorkommt, ist sonst in Sachsen und überhaupt in Deutschland um diese Zeit noch unbekannt. Ob man indessen an eine Entlehnung von dorthier zu denken hat, mag dahingestellt bleiben²⁾. Die Anbringung einer Chornische an einem Rundbau war auch in Deutschland nicht unerhört; wie dies schon die obengenannte Annenkapelle, dann aber auch die Martinskirche in Bonn und andere Beispiele beweisen. Kannte man aber diese Form und zugleich die Choranlage, wie sie in Paulinzelle und den anderen obengenannten Kirchen bestand, so lag es nicht sehr fern, die dort auf den geraden Seiten des Chores verlängerten Seitenschiffe auch um die Apsis herumzuführen, die Mauer derselben daher unten durch Säulen zu ersetzen, und nun jene drei Nischen, welche dort in gerader Linie neben einander lagen, an dem Aeusseren des runden Schlusses und zwar, wie seine Gestalt es erforderte, strahlenförmig, d. i. so, dass ihr Centrum im Radius der Apsis lag, an-

Fig. 100.



St. Godehard, Hildesheim.

strahlenförmig, d. i. so, dass ihr Centrum im Radius der Apsis lag, an-

¹⁾ Puttrich a. a. O. Serie: Halle. S. 26. Taf. 7. Fig. B.

²⁾ Dr. Krätz in v. Quast Zeitschrift I. 276. und im Correspondenzblatt der deutschen Alterthumsvereine Bd. V. S. 41. Anlage 2. weist nach, dass die Canonisation des h. Godehard auf dem Concile zu Rheims im J. 1131 in Gegenwart des Bischofs Bernhard I. von Hildesheim stattgefunden, so dass dieser also französische Choranlagen gekannt habe. Baudenkm. Niedersachsens Heft 1.

zubringen. Es scheint aber auffallend, und ein Beweis, wie sehr man in diesen Gegenden Abweichungen von dem gewöhnlichen Typus scheute, dass dieser Vorgang keine Nachahmung fand.

Für die Ausdehnung des Langhauses gab es keine andere Regel, als dass es jedenfalls den längsten Arm des Kreuzes bildete. Es bestand daher wenigstens, nach Abrechnung des westlichen Vorraumes, aus vier Arcaden, im Uebrigen hing die grössere oder geringere Länge von den Bedürfnissen und Mitteln der geistlichen Stiftungen ab. Indessen bemerkt man auch hier bei den späteren Kirchen eine Steigerung. Gernrode und Klus bei Gandersheim haben nur vier, Marienberg bei Helmstädt, Walbeck, Fredelslohe und auch die Kirche zu Wechselburg, obgleich später, fünf, Wester-Gröningen, Huyseburg, Frose, Hecklingen und mehrere später zu erwähnende Kirchen sechs, Gandersheim, Paulinzelle, Hamersleben¹⁾, Königslutter, Marienthal und die Frauenkirche zu Halberstadt acht, St. Michael in Hildesheim neun und die Godehardskirche zehn Arcaden auf jeder Seite.

Auf der Westseite der grösseren Kirchen war gewöhnlich ein Vorbau, der als Chor bei Nonnenklöstern für die Nonnen, bei anderen für Sänger oder als Loge für vornehme Personen diente und mit den Glockenthürmen verbunden war. Häufig, besonders in der Frühzeit der Epoche, bestand dieser Westchor hier wie in ganz Deutschland in einer runden Nische. Wir finden sie jetzt noch im Aeusseren hervortretend in Gernrode, Fredelslohe, an St. Michael²⁾ und St. Godehard in Hildesheim, in der Mauerdicke in Drübeck und Huyseburg. Auch die Stiftskirche zu Gandersheim hatte eine westliche Chornische³⁾. Später und bei der Mehrzahl der übrigen obenerwähnten Kirchen trat jedoch an die Stelle solcher Nischen ein grosser thurmartiger Vorbau von der Breite der drei Schiffe, in welchem sich eine nach dem Mittelschiffe geöffnete Empore befand⁴⁾.

Die Glockenthürme der ältesten Zeit waren in Deutschland rund. So sehen wir sie auf dem Baurisse von St. Gallen aus dem neunten Jahr-

¹⁾ Ausser den erwähnten sechs Säulen findet sich auf jeder Seite ein den Anfang des Chorraumes bezeichnender Pfeiler.

²⁾ Der Grundriss dieser Kirche bei Gladbach (Fortsetzung von Moller's Denkmälern), Taf. 43, giebt nur Einen Chor, es ist der westliche, da der Ostchor, dessen Existenz ein erhaltenes Modell ausser Zweifel setzt, im Jahre 1677 fortgebrochen ist. Vgl. darüber Baudenk. Niedersachsens Taf. I.

³⁾ Dies ergibt sich aus dem Modelle auf dem Grabe der Stifterin.

⁴⁾ Aehnliche Vorbauten und Emporen finden sich bekanntlich auch in anderen Gegenden, in Westphalen sehr häufig, in der St. Servatiuskirche in Maestricht (Niederl. Br. S. 537) und in Maria im Kapitol in Köln (v. Quast in den Jahrb. der rhein. Alterthumsfreunde Bd. XIII).

hundert, so wurden sie nach einer uns erhaltenen Nachricht im zehnten im Kloster auf der Insel Reichenau im Bodensee gebaut¹⁾, so finden sie sich am Dome zu Mainz aus dem Bau des Willigis von 1009—1037, und so auch hier in Gernrode aus ungefähr gleicher Zeit. Zuweilen wurden solche Thürme auch jetzt noch freistehend angelegt, wie es in Italien stets geschah und wie es auf dem erwähnten Baurisse von St. Gallen projectirt war²⁾, meistens aber wurden sie jetzt mit der Kirche und zwar mit der östlichen oder westlichen Chornische verbunden. Zuweilen gab man dem ganzen westlichen Vorbau die Gestalt eines einfachen, länglichen Vierecks, mithin eines sich über das Kirchendach erhebenden Hauses, mit einem nach der Ost- und Westseite abfallenden Satteldache³⁾, oder mit zwei an den Ecken desselben thurmartig sich erhebenden Theilen⁴⁾, die sich denn auch zu wirklichen, jedoch nunmehr immer viereckigen, in mehreren Stockwerken aufsteigenden Thürmen ausbildeten, zwischen denen der Querbau mit einem Satteldache abfiel⁵⁾. Gegen das Ende des 12. Jahrh. endlich bildete sich der Thurmbau in der Art aus, dass der in breiter Masse bis über das Kirchendach aufsteigende untere Theil desselben horizontal geschlossen wurde und die eigentlichen Thürme von da aus auf den Ecken aufstiegen. Kuppeln auf der Vierung des Kreuzes sind in dieser Gegend selten⁶⁾, noch seltener in Verbindung mit gerade aufsteigenden Thürmen am Kreuzschiffe⁷⁾; dagegen tritt mehrmals, wie zu Königslutter

¹⁾ Purchardi carmen de gest. Wittigowonis v. 401 (Pertz Monumenta. Vol. VI). Der Abt Witigowo errichtete (991) eine aula, quam per utrumque latum firmaverat cum turri gemina, tereti sub imagine facta, fornicibus curvis per circuitumque reductis, ad quas ascensus monstrat gradus esse supinas. Has inter . . . cymbala signorum suspendit dulce sonantium. Also eine Vorhalle mit zwei runden, von Kuppeln geschlossenen Treppenthürmen, zwischen welchen der Glockenbau stand.

²⁾ An der Kirche zu Sindelfingen in Schwaben, geweiht 1083, ist der Thurm freistehend. Ebenso an der Johanniskirche in Gmünd, am Münster zu Schaffhausen, am Obermünster zu Regensburg.

³⁾ So an der Kirche auf dem Petersberge bei Halle (Puttrich Taf. 8), an der Stadtkirche zu Merseburg, an der kleinen zierlichen Dorfkirche zu Merverode (Kallenbach Chronologie Taf. 4) und sonst oft.

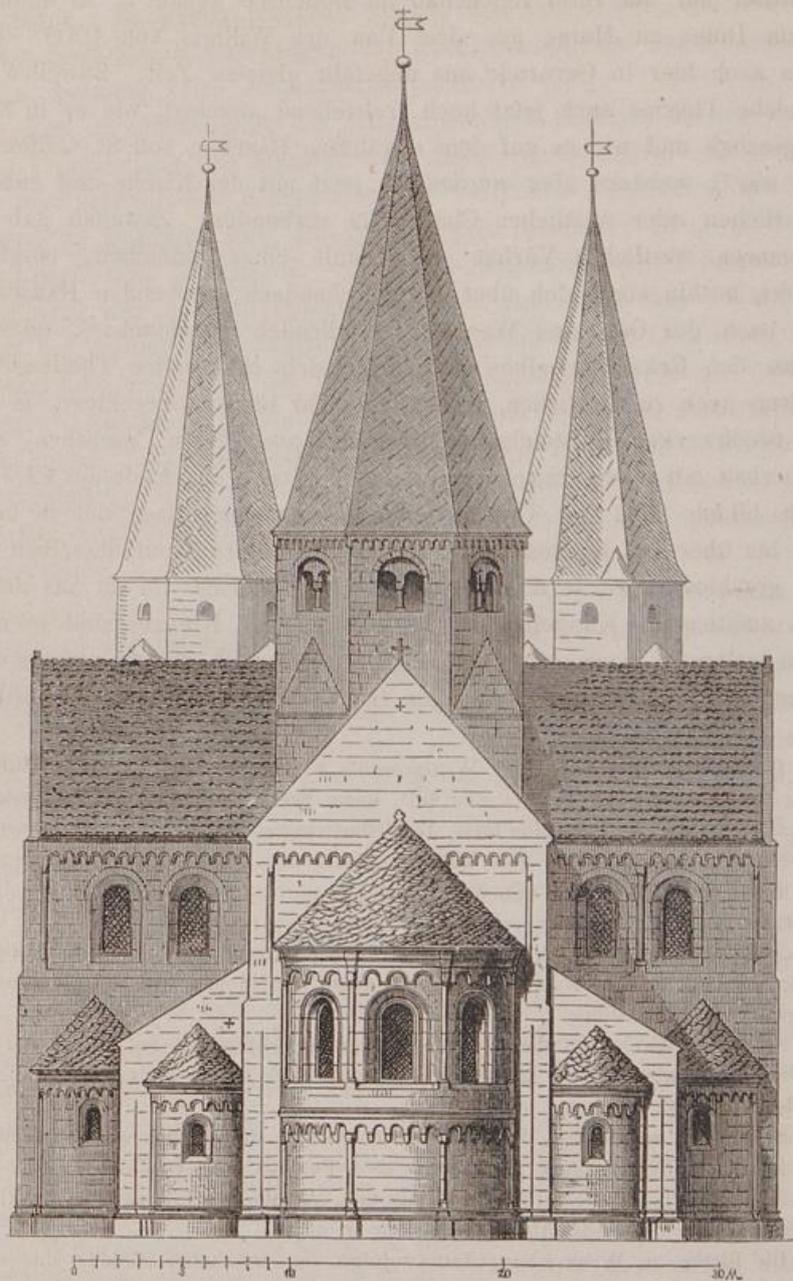
⁴⁾ So scheint es, zufolge des auf dem Grabsteine des Stifters sichtbaren Modells an der Kirche zu Wechselburg gewesen zu sein (Puttrich a. a. O. Taf. 12).

⁵⁾ So an der Liebfrauenkirche zu Halberstadt (Abbild. bei Lucanus), in Hecklingen, in Drübeck (beide bei Puttrich), in Fredelslohe u. s. w.

⁶⁾ Die Kirche zu Wechselburg hatte zufolge des erwähnten Modells eine solche, ebenso die Kirche zu Memleben nach alten Zeichnungen (Puttrich a. a. O., Abth. 2. Bd. I. S. 8), endlich die Kirche zu Göllingen (dasselbst Abth. 1. Bd. I. Taf. 18).

⁷⁾ So in Hamersleben, wo der mittlere Thurm abgebrannt ist, und die Nebenthürme an der Westseite des Kreuzschiffes angebracht sind. In Thalbürgel und am Dome zu Erfurt stehen die (hier aus dem älteren Bau herrührenden) Thürme ebenfalls auf der Westseite des Kreuzes.

Fig. 101.



Stiftskirche zu Königslutter.

und bei St. Godehard zu Hildesheim, ein achteckiger Thurm auf dem Kreuzschiff zu den beiden Façadenthürmen in wirksamen Gegensatz. Eine noch grossartigere Gesamtanlage hatte die Michaeliskirche zu Hildesheim, in-

dem sich auf der Vierung ihrer beiden Querschiffe grosse viereckige und an den Giebelseiten derselben vier kleinere achteckige Thürme erhoben.

Bei geradliniger Anlage des Vorbaues bildete derselbe zugleich die Vorhalle der Kirche. Einige Male (in Paulinzelle und Thalbürgel) fügte man aber auch noch eine besondere, niedrigere Vorhalle hinzu¹⁾, welche in der ersten beider genannten Kirchen von bedeutender Grösse und reich geschmückt war.

Die Dimensionen dieser Kirchen sind im Ganzen mässig. Die Breite des Mittelschiffs, die in Drübeck (einer der kleineren unter den genannten Kirchen) und in Gernrode 21 Fuss beträgt, steigt in Paulinzelle und Hecklingen auf 25 und 26, in den grössten dieser Kirchengruppe in Thalbürgel und S. Michael von Hildesheim²⁾ auf 30. Die Seitenschiffe und die Intercolumnien haben stets etwas mehr als die halbe Breite des Mittelschiffs. Dass das Verhältniss der Länge zur Breite nicht feststand, vielmehr sehr verschieden war, ergibt sich schon aus dem, was ich über die Zahl der Arcaden gesagt habe. Noch schwankender ist das Verhältniss der Höhe des Mittelschiffes zu den Dimensionen des Grundrisses; in Drübeck beträgt sie nur 34, in Gernrode bei ungefähr gleicher Länge und Breite 46 Fuss. Im Ganzen wuchsen im zwölften Jahrhundert alle Verhältnisse und besonders nahm die Höhe in solchen Fällen bedeutend zu, wo man es auf grosse Breite und Länge abgesehen hatte, aber sie stieg doch niemals weit über das Doppelte der Mittelschiffbreite. Am meisten geschieht dies in Paulinzelle und Hecklingen, wo bei einer Breite des Mittelschiffs von 25 und 24 Fuss die Balkendecke in einer Höhe von 58 und 52 Fuss liegt. Aber auch in Thalbürgel und in der genannten grossen Hildesheimer Kirche bei einer Breite von 30 Fuss und sehr bedeutender Länge, steigt die Höhe nicht weiter, bleibt sogar in der Michaeliskirche noch weit unter dem Maasse von Paulinzelle, auf etwa 46 Fuss stehen.

Die Wirkung des Höhenmaasses hängt dann weiter von der Gestaltung der oberen Räume ab. Im Aeusseren bildete sich diese sehr einfach, indem die Seitenschiffe und die Fensterreihe des Oberschiffes zwei Stockwerke darstellen, die sich dann im Inneren durch die Arcaden und die Oberlichter reproduciren. In den einfachsten Bauten ist die Gränze dieser Stockwerke im Inneren nicht bezeichnet und die Wand oberhalb der Scheid-

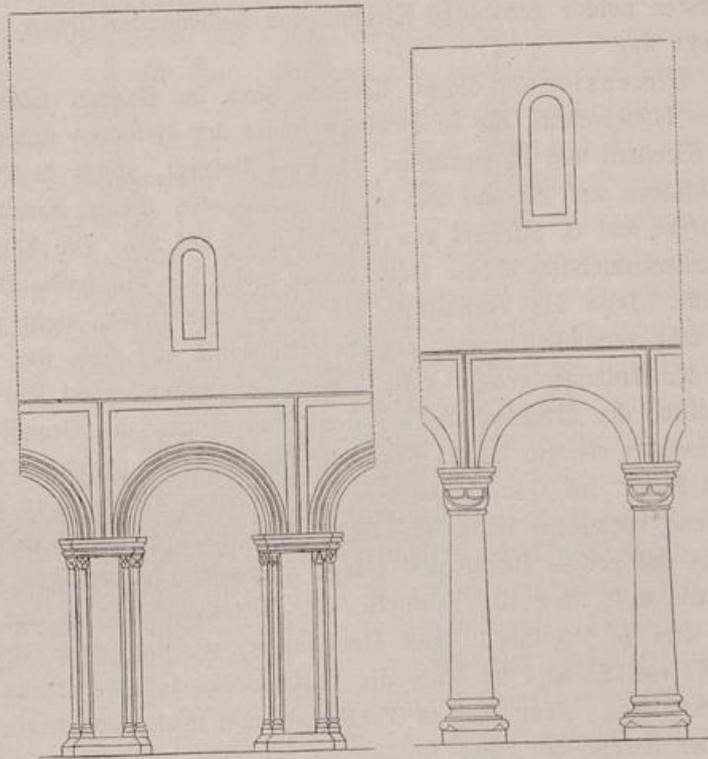
¹⁾ Also hier ausnahmsweise eine Form, welche, soviel ich weiss, nur in Burgund zur Regel wurde.

²⁾ Für diejenigen, welche die Zeichnungen dieser Kirche bei Gladbach (Fortsetzung von Möllers Denkmalen) vergleichen wollen, ist zu bemerken, dass in diesem Werke der grossherzl. hessische Fuss, der nur 0,796 des rheinländischen oder preussischen Fusses enthält, zum Grunde gelegt ist, den ich daher bei diesen Maassangaben auf den rheinländischen Fuss reducirt habe.

bögen völlig leer, meistens aber ist mehr oder weniger hoch über denselben ein Gesims angebracht. Da wo die Scheidbögen je zwei unter einem grösseren Bogen zusammengefasst sind, deutet dessen Scheitelpunkt die

Fig. 102.

Fig. 103.



Thalbürgel.

Paulinzelle.

Höhe der unteren Abtheilung an und vermindert den oberen Raum. Das Verhältniss dieser beiden Stockwerke ist nun keineswegs festgestellt; völlig gleich sind sie niemals, meistens ist der obere Raum höher, in Paulinzelle dagegen, wo die Säulen sehr schlank und hoch sind, ist er und zwar um ein Bedeutendes kleiner. Dies giebt dem Ganzen einen leichteren und schlankeren Charakter, während das entgegengesetzte Verhältniss, welches noch in der Michaeliskirche von Hildesheim, in Wechselburg und in Thalbürgel vorkommt, mehr den Eindruck des Ernsten und Schweren macht.

Das eine wie das andere steht in innerer Beziehung zu der Form der Stützen. In dem Bau von Paulinzelle¹⁾ bedingt offenbar die ausschliessliche Anwendung von Säulen auch die des leichteren, bei den an-

¹⁾ Bei der folgenden Uebersicht der einzelnen Theile ist überall Puttrichs Werk, namentlich die sehr zweckmässig angeordnete „Systematische Uebersicht“ zu vergleichen.

deren Kirchen, die von mehr oder weniger starken Pfeilern, mochten sie mit Säulen gemischt sein oder nicht, das schwerere Verhältniss. Wir sehen an der feinen Berücksichtigung solcher Beziehungen, wie sehr der Sinn für Harmonie sich in dieser Gegend ausgebildet hatte.

Wie hienach die Gesamtanlage im Aeusseren und Inneren den Eindruck des Schlichten und Einfachen gab, und der höhere Reiz nur eben in feineren, mehr geahneten als zur Regel ausgebildeten Beziehungen bestand, war auch der Schmuck überall sehr mässig, anfangs roh und dürftig, später zwar reicher, aber doch noch immer einfach, nach bestimmten sehr nahe liegenden mathematischen Beziehungen gebildet. Die Gesimse sind von schwacher Ausladung, ihre Profile in vielen Fällen ganz gradlinig, und später zwar reicher, aber doch aus wenigen kräftigen Gliedern, etwa Platte, Kehle oder Wulst, und Rundstab zusammengesetzt. Bei den älteren Bauten, in Gernrode, in den Liebfrauenkirchen von

Fig. 104.

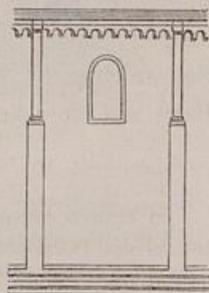


Paulinzelle.

Magdeburg und Halberstadt finden wir noch nicht einmal den Rundbogenfries, der dann späterhin an den Kirchen zu Paulinzelle, Petersberg bei Halle und Hecklingen mit Lisenen verbunden wurde. An Stelle dieser Lisenen treten dann noch später am Schlusse dieser und im Anfange der folgenden Epoche an St. Godehard in Hildesheim, in Thalbürgel, an der Peterskirche zu Erfurt und an der Chornische zu Wechselburg im oberen Stockwerke Halbsäulen. Damit stand in Verbindung, dass die Chornische anfangs nur ein einzelnes Stockwerk bildete, wie noch in Paulinzelle und am Dome in Hildesheim, später aber durch ein unterhalb

der Fenster angebrachtes Gesims in zwei scheinbare Stockwerke abgetheilt wurde. Um diese Zeit erhalten auch die Gesimse etwas reicheres Ornament, welches durchweg aus geradlinigen Elementen gebildet ist, und vorzüglich das Motiv des gebrochenen Stabes schachbrettartig oder, besonders bei bloss abgeschrägten Gesimsen, treppenförmig oder gezahnt durchführt. Die Fenster sind rundbogig gedeckt und nach innen und aussen abgeschmiegt, erst am Ende der Epoche erhalten sie die Ausstattung mit einem Rundstabe, nur an den Chören von Wechselburg und Königslutter sind sie von wirklichen Säulen mit Basis und Kapital

Fig. 105.



St. Godehard, Hildesheim.

begrenzt. Rosenartige Fenster finden sich erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., wie in Wechselburg und in den später zu erwähnenden Braunschweigischen Kirchen. Die Portale sind durch eine oder mehrere in die Ecken der Thürgewände gestellte Säulen verziert, selten aber so reich, wie in Thalbürgel und in Paulinzelle, wo auf jeder

Seite vier Säulen stehen, und niemals von bedeutender Höhe. Die Archivolten über ihnen geben gewöhnlich den regelmässigen und wohlthuenden Wechsel kräftiger, aber nicht weiter verzierter Rundstäbe und Ecken. Zuweilen (wie an den Portalen zu Wechselburg und an der Neumarktskirche in Merseburg) treten an die Stelle der Rundstäbe andere durch eine Auskehlung verzierte Ecken. Das Bogenfeld war stets mit Bildwerk oder Malerei¹⁾ oder doch mit Arabesken²⁾ geschmückt. Zuweilen gab man auch dem Bogenfelde noch eine viereckige Einrahmung, öfter dem ganzen Portal eine Einfassung durch herumgeführte Rundstäbe, die auch wohl als eine Fortsetzung des Basaments mit demselben verbunden wurden³⁾.

Die Säulenstämme der Portale sind häufig, die Säulen der Kirchenschiffe und die kleinen Säulchen der Tragepfeiler ohne Ausnahme glatt, dagegen liebt dieser Styl bei einzeln stehenden Säulen (z. B. in der Vorhalle zu Wechselburg oder im Seitenschiffe in Hecklingen) oder in Kreuzgängen (wofür in Königslutter das glänzendste Beispiel) und in Kapitelsäulen (wie sie in Ilsenburg und in Huyseburg erhalten sind) reiche und wechselnde Verzierung dieser Stämme. Zuweilen besteht diese Verzierung in Pflanzengewinden, meistens aber variirt sie den Gedanken der Kannelirung, indem convexe oder concave Streifen, bald geradlinig, bald gewunden, bald im Zickzack oder rautenförmig gebrochen, den Säulenstamm umgeben.

Besonders charakteristisch ist die Bildung der Pfeiler, die stets als gesonderte und organisch gegliederte Theile, niemals als blosse Mauerstücke erscheinen. Sie haben Basis und Gesims und meistens auch statt der scharfen, rechtwinkeligen Ecken entweder eine Auskehlung oder eine eingelegte Säule. Beide Formen sind sehr mannigfaltig und lebendig behandelt, mehr oder weniger tief geschnitten und reich gegliedert. Das Ecksäulchen ist bald als tragendes Glied dargestellt, indem es mit seiner Basis auf der des Pfeilers, mit seinem Würfelkapitäl unter dem Pfeiler-

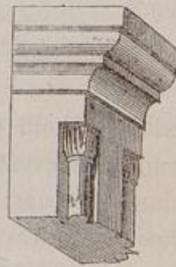
¹⁾ Spuren derselben sieht man noch in Paulinzelle (Puttrich, Abth. I, Bd. 1, S. 13) und in der Petrikerche zu Erfurt (Taf. 11 und S. 18. Abth. II, Bd. 2, bei Puttrich).

²⁾ Eigenthümlich ist dabei die Abtheilung des Bogenfeldes in zwei Quadranten, die sich auf dem Petersberge bei Halle (Taf. 11) geradlinig, an einem Seitenportale zu Paulinzelle (Taf. 14, Fig. D) durch zwei gleichsam aus der Mitte des Deckbalkens aufwachsende Aeste zeigt, und auch der Bildung der freieren Arabesken zum Grunde liegt. Offenbar bezweckte man dadurch den Mittelpunkt zu betonen und so den Kreisgedanken rege zu erhalten.

³⁾ Beispiele bei Puttrich das Portal der Petrikerche zu Erfurt Taf. 11, das der Neumarktskirche zu Merseburg Taf. 9, endlich das auf dem Petersberge bei Halle Taf. 11.

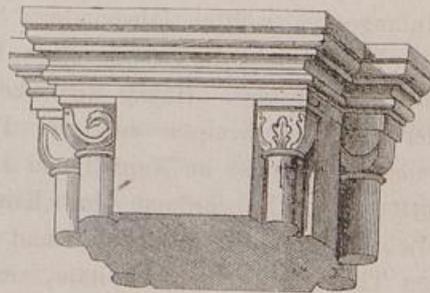
sims, mithin als eine wirkliche Säule innerhalb der Ecken eines kreuzförmigen Pfeilers steht, bald steckt es nur innerhalb eines viereckigen Ausschnittes, der oben und unten die Begränzung des Pfeilers nicht berührt; bald endlich tritt es bloss als Rundstab oder Füllung innerhalb einer Auskerbung hervor. Der nächste Zweck dieser Umformung der Ecken war, den Kontrast des rechtwinkligen Pfeilers gegen die Rundung der Säule aufzuheben, beide harmonisch zu verschmelzen; man benutzte sie aber auch bei Pfeilerbasiliken, um die ermüdende Wiederholung desselben einfachen Körpers zu vermeiden. So finden sich an einigen Orten abwechselnde Pfeilerformen mit einem rhythmischen Gegensatze beider Reihen, wie in Wechselburg, an anderen schon mehr gestaltete Pfeiler, wie in Thalbürgel, wo ausser den vier eingelegten Ecksäulchen unter den Scheidbögen vortretende Halbsäulen angebracht sind. In der Vorhalle von Paulinzelle, in der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Erfurt und in der Krypta des Doms zu Merseburg ist sogar die eine Pfeilerseite zu einer Nische ausgehöhlt und eine Säule hineingelegt. Diese Form ist allerdings willkürlicher und weniger harmonisch, aber im Ganzen tritt der Sinn für Anmuth und mildere Form, den diese sächsische Schule ausbildete, gerade an den Pfeilern sehr anerkennenswerth hervor.

Fig. 106.



Wechselburg.

Fig. 107.



Thalbürgel.

Die Kapitäle haben (mit Ausnahme der pyramidalisch gestalteten in Gernrode) durchweg die Würfelform, und zwar an freistehenden Säulen, wo sie in ganzen Reihen und grösserer Dimension vorkommen, stets mit regelmässiger einfacher Abrundung der unteren Theile und durch eine dies Motiv begleitende oder verdoppelnde Zeichnung verziert. In älteren Bauten ist diese Verzierung meist flach und einfach, später wird sie kräftiger und reicher, und füllt die Fläche mit stets wechselnden, oft sehr anmuthigen Verschlingungen, die sich jedoch immer der Würfelform anschliessen und durch die Aufnahme von Reminiscenzen an thierische Form einen höheren Reiz erhalten. Bei Pfeilern ist ein aus einer blossen Kehle bestehendes Gesims gewöhnlich. Bei einzeln stehenden Säulen und später auch bei den Säulenreihen der Kirchenschiffe wird die Würfelform modifizirt, so dass sie sich

Fig. 108.



St. Godehard, Hildesheim.

einigermaassen der Kelchform nähert, oder in sie übergeht. Doch bleibt bei grösserer Dimension und bei der Verbindung von Säulen und Pfeilern zu einer Reihe stets der Anklang an die Würfelform vorherrschend, indem das Kapitäl stets kurz und oben eckig gehalten wird und sich von jenen erst erwähnten Würfelknäufen nur dadurch unterscheidet, dass an Stelle der convexen Abrundung eine Auskehlung getreten ist. (Vgl. oben Fig. 31. S. 126.) Diese Form kommt indessen niemals unverziert, sondern stets mit Sculptur versehen vor, die dann bald in mehr flach gehaltenem halb pflanzen-, halb bandartigem Ornament, bald in mehr ausladendem conventionellen Blattwerk besteht, jenes sich mehr an die Abrundung des unteren, dieses an die eckige Form des oberen Theils anschliessend. Korinthisirende Kapitäle finden sich selten und niemals mit genauer Kenntniss des antiken Vorbildes. Auch sonst kommen wohl antike Motive vor, aber doch immer in selbstständiger, freier Behandlung, verschmolzen mit dem Formgedanken des Würfels. Die Form der Basis ist durchweg die attische, mehr oder weniger steil gehalten. Bald nach dem Anfange des zwölften Jahrhunderts erhält sie gewöhnlich die Eckverzierung, aber noch nicht in Gestalt eines Blattes, sondern als Knollen oder als Hülse des Pfähls. Häufig wird aber auch sowohl der Rundstab als auch der Pfahl mit Sculptur verziert. Prachtvolle Beispiele solches edeln und reichen Schmucks an Kapitäl und Basis geben der Kreuzgang von Königs-lutter, die Nebenräume der Kirche zu Ilseburg und besonders die Michaeliskirche zu Hildesheim und die Kirche von Hamersleben. An diesen Theilen, an dem Kapitäl, der Basis und unter Umständen an den Stämmen der Säulen, entwickelte sich dann später eine Ornamentik, die höchst glänzend, aber auch von höchster Anmuth und Reinheit des Styls ist. Die Scheidbögen blieben ohne Schmuck und sind stets einfach rechtwinkelig profilirt. Dagegen wurden die Zwickel derselben am Schlusse der Epoche häufig mit Relieffiguren geschmückt, von denen als der eigentlichen Sculptur angehörig ich weiter unten sprechen werde. Häufiger wurden ohne Zweifel die Wände mit Malereien ausgestattet, die dann theils in Arabesken, die sich an das Architektonische anschlossen, theils in historischen Darstellungen bestanden. Leider ist indessen, geringe Spuren in den Bogenfeldern einiger Portale ausgenommen, kein erheblicher Rest malerischer Verzierungen erhalten, der der gegenwärtigen Epoche zugeschrieben werden könnte.

Fassen wir hienach alle diese Züge zusammen, so geben diese Kirchen mit ihrer geraden Decke, ihren wohl- und feingebildeten Pfeilern und schlanken Säulen, mit den einfachen, der Pfeilerform und dem Bogenansatz so gut entsprechenden Würfelkapitälen, mit der rhythmischen Anordnung ihres Grundplans den Eindruck eines zwar schlichten und bescheidenen, aber harmonischen Wesens, das sich dann auch im höchsten Reichthume seiner Ornamente immer noch anmuthig und milde entfaltet.

Die Rheinlande bilden in der deutschen Geschichte dieser Epoche gewissermaassen den entgegengesetzten Pol gegen die sächsischen Lande; während in diesen das deutsche Element sich am reinsten und selbstständigsten entwickelte, näherten sich die Verhältnisse jener denen der romanischen Länder. In den Städten römischen Ursprungs waren noch Ueberreste der alten Bildung verbreitet. Selbst das Christenthum erschien hier, wo es eine ältere Kultur vorfand, in anderem Lichte; es hatte nicht die einfache, praktisch moralische Beziehung, es machte grössere kirchliche oder ascetische Anforderungen. Dagegen war die äussere Ordnung nicht so kräftig geschützt wie dort; die pfalzgräfliche Gewalt, welche hier die Stelle der herzoglichen vertrat, war mit dem Verfall des karolingischen Hauses geschwächt, Willkür und Rechtsunsicherheit verwirrten, wie in den romanischen Ländern, die Verhältnisse. Auch in baulicher Beziehung war man auf romanischem Boden. Trier war noch eine ganz römische Stadt; Köln hatte sein Kapitäl und manche Bauwerke aus dem constantinischen Zeitalter, andere Städte sahen wenigstens in Thoren, Mauern, Thürmen, Brücken die soliden, reinen Formen der antiken Architektur. Ingelheim, Aachen, Nymwegen zeigten in den karolingischen Palästen und Kirchen die Nachahmung römischen Styls. Daher erhielten sich denn die antiken Traditionen noch bis ins elfte Jahrhundert; die Vorhalle der Klosterkirche St. Pantaleon in Köln, welche aus dem Bau des Erzbischofs Bruno, 964—980, erhalten ist, hat noch wechselnde Schichten von Tufsteinen und Ziegeln und eine aus römischer Karniesform hergeleitete Profilirung der Deckgesimse, einzelne aus dem im J. 1049 geweihten Bau herrührende Theile der Kapitalkirche in Köln zeigen einen ähnlichen Wechsel rother und weisser Steinlagen und Pilaster, welche das Gebälk ohne die Vermittelung von Bögen tragen¹⁾. Die Kapitäle in der Kirche zu Echternach v. J. 1031 sind korinthische, ähnlich wie sie in der karolingischen

¹⁾ Vgl. v. Quast in den Jahrb. des Vereins der rheinischen Alterthumsfreunde Heft X und Kugler kl. Schr. II, 189 ff.

Zeit gebildet wurden; in dem Anbau, welchen Erzbischof Poppo im Jahre 1047 dem Trierer Dom hinzufügte, nimmt man noch sehr vollständig römische Technik wahr¹⁾. Auch war das Bedürfniss neuer Bauten hier keinesweges so dringend und allgemein, wie in jenen östlichen Gegenden, die vorhandenen Gebäude reichten in den meisten Fällen aus. Mitunter errichtete man auch hier aus Sparsamkeit oder Eilfertigkeit neue Kirchen ganz von Holz, wie wir dies in Beziehung auf die Stephanskirche von Mainz um 990 wissen²⁾. Allein in den meisten Fällen wird man doch das solidere Material, das die Berge des Landes oder römische Monumente lieferten, benutzt haben. Die Anregung zu neuer Formbildung, welche der Holzbau darbot, fiel daher hier fort. Das Vorbild für den Kirchenbau war jetzt auch hier die längliche Basilika, wie man sie in Italien baute, also mit gerader Decke; allein eine Verschiedenheit stellte sich denn doch sehr bald ein. In Italien liess man die Mauern fast immer auf Säulen ruhen; der unerschöpfliche Vorrath von monolithen Stämmen, den man in den überflüssig gewordenen römischen Gebäuden fand, entschied schon für diesen Gebrauch. In den Rheingegenden verhielt es sich anders. Marmor und Granit hatten die Römer in diesen entfernten Provinzen nicht leicht angewendet. Die antiken Monumente waren hier grösstentheils Nützlichkeitsbauten, Befestigungen, Brücken, Palatien, und auch die reicher ausgestatteten Gebäude, Basiliken und Amphitheater waren alle von der Ausdehnung und Massenhaftigkeit, dass die Bögen von Pfeilern aufstiegen. Man hatte daher die Säule nicht als Vorbild vor Augen, auch eignete sich das Material der meisten rheinischen Gegenden, der weiche Tuf oder Sandstein, nicht wohl für diese Zierde. Man bediente sich daher in den Kirchen ausschliesslich der Pfeiler und konnte sich auch, vielleicht in Erinnerung an die Gleichheit der antiken Reihe, nicht zu einem Systeme des Wechsels entschliessen.

Daher ruhen denn bei weitem die meisten der zahlreichen Kirchen mit gerader Decke, die wir in den Rheinlanden finden, bloss auf Pfeilern. So die Kirche von Kloster Lorsch an der Bergstrasse (nach 1090, geweiht 1130)³⁾, die Stiftskirche zu Kaiserswerth im Langhause⁴⁾, die Dorfkirche zu Ems, die Kirchen zu Vallendar, zu Hirzenach (etwa 1110), zu Johannisberg (vor 1130), zu Mittelheim bei Winkel im

¹⁾ Schmidt Trierische Baudenkmäler Lief. 2.

²⁾ Wetter, der Dom zu Mainz, S. 9. Auch am alten Dome zu Köln waren nach der uns erhaltenen Beschreibung zwei Glockenthürme von Holz. Gelenius de admin. magnit. Colon. p. 231.

³⁾ F. v. Quast, die romanischen Dome zu Mainz, Speier, Worms. Berlin 1853. S. 47.

⁴⁾ Abbildungen im Organ für christl. Kunst, 1853, Nro. 9.

Rheingau¹⁾, die Mathiaskirche bei Trier (1129), die Kirchen zu Rommersdorf, Altenahr, Altenkirchen (Reg.-Bez. Koblenz), Lövenich (bei Köln), St. Ursula, St. Caecilia und wahrscheinlich auch St. Maria im Kapitol, St. Aposteln und Gross St. Martin in Köln. Mehrere dieser Kirchen sind so einfach, dass ihren Pfeilern selbst der Kämpfer und ihrer obern Wand das Gesimse fehlt, diese Dürftigkeit ist aber keineswegs ein Zeichen hohen Alters, sondern findet sich auch in der Kirche zu Mittelheim, welche erst um 1140 entstanden sein kann.

Säulenbasiliken sind äusserst selten und kommen fast immer unter Umständen vor, die ihnen eine ungewöhnliche Stellung geben. Zunächst gehört dahin die kleine Kirche St. Justinus zu Höchst am Main, deren Säulenreihen durchweg gleiche, skizzierte korinthische Kapitäle haben. Die Kirche wurde im Jahr 1090 wegen ihres Verfalls durch den Erzbischof zu Mainz dem Kloster St. Alban mit der Verpflichtung zur Herstellung überwiesen, ihr Bau stammt daher unzweifelhaft aus dieser Zeit; indessen ist es wohl denkbar, dass die ungeachtet des Verfalls der Mauern erhaltenen Kapitäle des älteren Baues dabei benutzt worden sind, und so die Veranlassung gaben, die Kirche wiederum als Säulenbasilika herzustellen²⁾. Die zweite ist die grosse, in wahrhaft imposanten Verhältnissen erbaute Klosterkirche zu Limburg an der Hardt³⁾, eine Stiftung Kaiser Konrad's II. Sie zeigt, seit einem Brande von 1504 Ruine, noch den ursprünglichen Bau. Zehn Säulen mit stark verjüngten, ziemlich schlanken Schäften, attischer Basis ohne Eckblatt, einfachen Würfelkapitälern, begrenzen auf jeder Seite das Langhaus. Auf der Ostseite des Kreuzes sind, wie in den sächsischen Kirchen, kleine Nischen angelegt, der Chor selbst aber ist, vielleicht wegen der Enge des Felsens, auf dem das Kloster stand, geradlinig geschlossen. Schon die für eine Basilika des elften Jahrhunderts ungewöhnlich grossen Dimensionen der Kirche (sie hat eine Mittelschiffbreite von $38\frac{1}{2}$ Fuss und bis zum Dachgebälk eine Höhe von 75 Fuss) zeigen, dass der Kaiser bei dieser auf dem Boden seines Stammschlusses gegründeten Kirche etwas Ausgezeichnetes stiften wollte. Es

¹⁾ Nachrichten und Abbildungen in den Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde. Band III. Heft 2. S. 95.

²⁾ Abbildungen bei Gladbach a. a. O. Taf. 7—11. — F. v. Quast, in der angeführten Schrift über die Dome von Mainz u. s. w., schreibt nicht bloss die Kirche, sondern auch diese Kapitäle dem Ende des elften Jahrhunderts zu. Indessen wäre dies der einzige Fall, wo man in so später Zeit (denn die bald zu erwähnende Kirche zu Echternach ist um mehr als sechszig Jahre älter) nach antiker Weise ganze Reihen gleicher korinthischer Kapitäle angeordnet hätte, so dass es wahrscheinlicher scheint, dass diese aus einem älteren Bau stammen.

³⁾ Abbildungen bei Geier und Görtz a. a. O.

kann daher wohl sein, dass er auch Baumeister aus anderen Gegenden herbeizog, oder doch die schlanke Form der Säule gerade deshalb wählte, weil sie hier weniger üblich war. Die dritte und letzte der rheinischen Säulenbasiliken, die vom Erzbischof Anno im Jahre 1066 gegründete Stiftskirche St. Georg in Köln hat sehr viel rohere Form, schwere Säulenstämme und plumpe Würfelkapitäl. Eine Veranlassung, welche hier die ungewöhnliche Anwendung der Säulen herbeiführte, ist nicht bekannt, sie ist aber jedenfalls auch hier am Niederrhein vereinzelt.

Ausser diesen Kirchen kommt eine wirkliche Säulenbasilika in den niederrheinischen Gegenden nicht vor¹⁾. Dagegen findet sich einmal, nun aber auch ganz vereinzelt, an der äussersten westlichen Grenze Deutschlands eine Kirche mit wechselnden Säulen und Pfeilern, und zwar sogar mit der zierlichen Anordnung, die wir nur in einigen sächsischen Kirchen, in Huyseburg und Drübeck, fanden, nämlich mit der Hinzufügung eines, von einem Pfeiler zum andern gespannten, die beiden Scheidbögen und ihre Säule umfassenden Bogens. Können wir gleich nicht mit Bestimmtheit sagen, dass jene sächsischen Kirchen, an denen wir diese Anordnung fanden, älter seien, als die schon im Jahre 1031 erfolgte Weihe der Kirche St. Wilibrord zu Echternach²⁾, so lässt doch das hier völlig vereinzelt, dort so allgemein vorkommende System wechselnder Stützen nicht zweifeln, dass hier wirklich ein Einfluss aus jenen östlichen Gegenden stattgefunden hat. Dagegen zeigt sich der rheinische Charakter des Baues sehr entschieden darin, dass jene Säulen nicht Würfelknäuf, sondern völlig gleiche skizzirte korinthische Kapitäl haben³⁾, und die

¹⁾ Man würde dahin das Gebäude des ehemaligen Klosters Eberbach im Rheingau rechnen müssen, welches Geier und Görz in ihrem Werke über romanische Bauten am Rhein, und Lassaulx in seinen Zusätzen zu Klein's Rheinreise als die ältere, vor 1135 gebaute Kirche bezeichnen, wenn die Annahme des Letzten, dass die Gewölbe erst später eingesetzt seien, richtig wären. Allein wahrscheinlich ist weder dies gegründet, noch das Gebäude so alt, noch überhaupt eine Kirche. Dies letzte anzunehmen verbietet der Mangel einer schicklichen Altarstelle, da die kleine Nische dazu nicht ausreichte, und später eingebrochen scheint. Ohne Zweifel ist dieser dreischiffige Saal mit schlanken Säulen, kelchförmigen Kapitäl und stark überhöhten Spitzgewölben ein Refectorium (131' l., 59' br. und nur 28 $\frac{1}{2}$ ' hoch) aus der Spätzeit des zwölften Jahrhunderts. Vgl. Geier und Görz Lief. 1.

²⁾ Abbildungen in Schmidt's Trierischen Denkmälern Lief. II. Taf. 28. Daraus entlehnt eine kleine Abbildung des Inneren oben S. 116.

³⁾ Kugler (Kunstgesch. erste Aufl. S. 865) erklärte diese Kapitäl für antike, einem spätrömischen Monumente entnommen, v. Quast a. a. O. S. 46 bemerkt mit Recht, dass dergleichen Kapitäl ohne wirkliche Ausbildung des Blattwerks sich in antiken Gebäuden wenigstens nicht in ganzen Reihen finden, und schreibt sie dem elften Jahrhundert zu. Zu bemerken ist, dass in dem Anbau des Erzbischofs Poppo zu Trier vom

Kämpfergesimse mit einem Eierstabe in ganz antiker Form geschmückt sind. Wir sehen daher auch an diesem Beispiele, wie lange die antiken Traditionen sich hier erhielten, zugleich aber auch, dass man in diesen Gegenden alter Kultur in der Ausbildung neuer Verhältnisse noch nicht so weit vorgerückt war, wie in jenen östlichen Ländern, dass man vielmehr von ihnen annahm¹⁾.

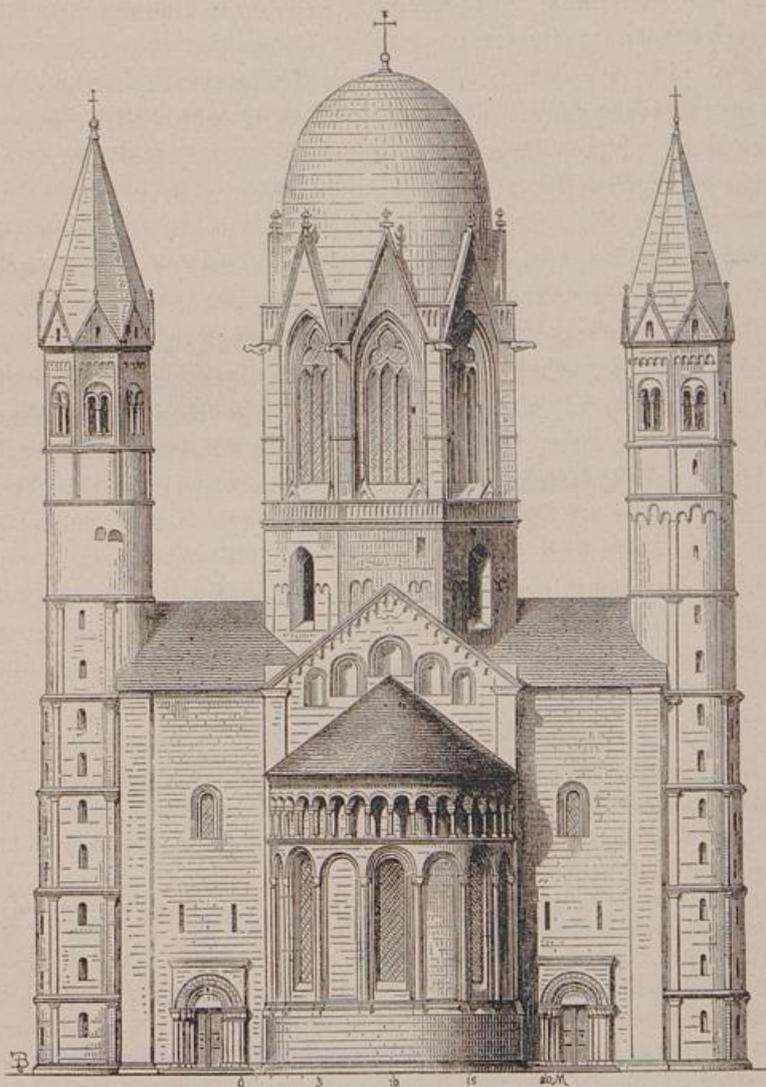
Wie sich an den ältesten Bauten der Rheinlande die Façaden gestalteten, davon sind uns noch mehrere wichtige Beispiele erhalten. Das primitivste ist die Westfaçade von St. Castor zu Coblenz, die zu den alterthümlichsten Resten frühromanischer Baukunst in Deutschland gehört. Zwei schwere viereckige Glockenthürme, an ihren Aussenseiten mit niedrigen, nischenartig vortretenden runden Treppenthürmen, schliessen die Façade ein. Die Gliederung der unteren Theile wird noch nicht durch die Lisenen und Bogenfriese des ausgebildeten romanischen Styles, sondern in Nachbildung antiker Bauweise durch Pilaster mit einfachen Gesimsen bewirkt. Im zweiten Geschosse sind die Pilaster, deren Basis durchweg die steile attische Form zeigt, mit Kapitälern versehen, an welchen in unbehülflichster Weise eine Nachahmung des korinthischen versucht ist. Man braucht diese Formen nicht als Theile eines Baues vom 9. Jahrhundert, etwa des 836 geweihten zu betrachten; sie scheinen vielmehr mit der ganzen Façade, abgesehen von dem im 12. Jahrhundert hinzugefügten obersten Stockwerk der Thürme, dem Ende des 10. Jahrh. anzugehören. Auch die ungemein rohen Würfelkapitälern mit weitgespannten Kämpfern in den unteren Schallöffnungen der Thürme entsprechen wohl jener Frühzeit. Etwas jünger ist die Façade von St. Florin, mit zwei viereckigen Thürmen ohne besondere Treppenthürme, ebenfalls mit Pilastern und einfachen Gesimsen nach dem Vorgange von St. Castor gegliedert, nur etwas entwickelter, in den derben Formen der Kapitälern und Gesimse, sowie der Säulen in den Schallöffnungen jedoch entschieden noch der ersten Hälfte

Jahr 1047 schon keine genauen Nachbildungen korinthischer Kapitälern vorkommen. Die Kirche von Echternach bezeichnet daher für uns das Ende dieser römischen Tradition in den Rheingegenden, von der sich die spätere, immer doch nur vereinzelt vorkommende Wiederaufnahme dieser Kapitälernform im zwölften Jahrhundert sehr wohl unterscheiden lässt.

¹⁾ Zu bemerken ist indessen, dass sich auch in Lothringen, und zwar in dem an den Elsass angrenzenden Theile, im Departement der Vogesen, in den unten zu erwähnenden Kirchen von Champ-le-Duc und von St. Dié derselbe Wechsel von Pfeilern und Säulen, und zwar in der erstgenannten Kirche auch mit überspannenden grösseren, von Pfeiler zu Pfeiler geschwungenen Bögen gefunden hat. Bull. monum. XIV. p. 445. Bei der Seltenheit romanischer Monumente in diesen Gegenden wird kaum zu ermitteln sein, ob diese Form hier verbreiteter gewesen, und von da — nicht von Sachsen aus — nach Echternach gekommen sei.

des 11. Jahrh. entsprechend. Derselben Zeit gehören sodann die unteren Theile der östlichen Façade des Domes zu Mainz, die wenn nicht dem Baue des Willigis (1009 vollendet), doch sicher dem des Bardo (geweiht 1036) angehören. Dies beweisen die zwei runden Treppenthürme, die Pilastergliederung, die antikisirenden Gesimse, vor Allem die feinen korinthisirenden Kapitäle des südlichen Portales, bei welchen sicherlich antike Vorbilder, wie sie in der alten römischen Kolonie zur Genüge vorhanden waren, als Muster dienten. Endlich die westliche Façade des vom Erz-

Fig. 109.



Ostseite des Doms zu Mainz.

bischof Poppo in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. umgebauten, nach seinem Tode 1047 vollendeten Domes zu Trier. Die Pilastergliederung zeigt sich auch hier an der Apsis, den breiten Seitenflügeln und den beiden runden Treppenthürmen; die Kapitäle haben im unteren Geschoss die rohe Trapezform, welche man den Pilastern der Porta Nigra nachbildete, im oberen Geschoss eine noch sehr ungeschickte Nachahmung antiker Volutenkapitäle. Dazu kommt an den grossen Blendbögen die Verwendung verschiedenfarbigen wechselnden Materials von hellen Sandsteinen und rothen Ziegelschichten, wie es ähnlich am Rheine mehrmals, von S. Pantaleon in Köln bis nach Mittelhall auf der Reichenau im Bodensee angetroffen wird.

Einen weiteren Impuls sollten die Rheingegenden, während man in Sachsen noch lange an jener ersten Gestaltung des romanischen Styles festhielt, demselben nun bald geben, indem sie die vollständig gewölbte Basilika und damit ganz andere Formbildungen hervorbrachten.

Es ist begreiflich, dass dies in den Rheinlanden eher, als im übrigen Deutschland geschah, da man hier schon aus älterer Zeit und in bedeutender Zahl grossartige Vorbilder der Wölbung vor Augen hatte. Trier besass mehrere römische Bauten mit mannigfachen Wölbungen, Köln hatte, wenigstens wahrscheinlich, in dem Zehneck von St. Gereon, das später auf den alten Fundamenten erneuert ist, einen bedeutenden Gewölbebau. Das Münster in Aachen stand unter den karolingischen Bauten nicht allein, und hatte mehrfach Wiederholung erhalten. Hier waren also Beispiele mächtiger Kuppeln und künstlicher Anwendung von Kreuz- und Tonnengewölben. Dass man diese karolingischen Bauten als Vorbilder betrachtete und fortwährend nachahmte, wissen wir aus einer Reihe von Beispielen. Die westliche Kuppel und Chornische der im Jahre 874 gegründeten Stiftskirche zu Essen, die Johanniskirche in Lüttich (981), die Kirche zu Ottmarsheim im Elsass, 1049 von dem durchreisenden Papste Leo IX. geweiht, und mehrere andere Bauten¹⁾ waren mehr oder weniger vollständige Kopien der Münsterkirche in Aachen, und hatten Kuppeln wie diese²⁾. Noch die Kirche zu Lonnig unfern Koblenz, obgleich wahrscheinlich erst aus dem zwölften Jahrhundert, erinnert an die Münsterkirche³⁾. Auch sonst aber bestanden in der Rheingegend aus unbestimmter, aber sehr früher mittelalterlicher Zeit manche Kuppeln von bedeutender Spannung; so die

¹⁾ S. oben Band III, S. 535, wo auch noch der „alte Thurm zu Mettlach“ (vgl. v. Cohausen, in Erbkam's Zeitschrift, 1871) nachzutragen ist.

²⁾ Wie dies v. Quast in den Jahrbüchern des Vereins der rheinischen Alterthumsfreunde Bd. XIII S. 182 nachgewiesen hat.

³⁾ Kugler kl. Schr. II, 41. Ein Rundbau mit Umgang und Gallerie, 60 Fuss Durchm. in Lichten.

jetzt abgebrochenen Kirchen von St. Martin in Bonn¹⁾, St. Johann in Worms und gewiss manche andere.

Zwar war hier fast durchgängig die Wölbung auf runden oder polygonen Umfangsmauern angebracht, während jetzt, wenigstens für grössere Kirchen, die längliche Basilikenform die unbedingt herrschende war. Indessen hatten auch diese, wenigstens an gewissen Stellen, in den Halbkuppeln der Chornische und in den Krypten, beständig Gewölbe erhalten, so dass die Uebung in diesem Zweige der Technik niemals ganz aufhörte. Bei dieser Uebung, diesen Vorbildern, bei dem trefflichen Material, das der leichte Tufstein einem grossen Theile der Rheingegenden darbot, lag es daher sehr nahe, auch in anderen Fällen die Wölbung anzuwenden, wo sie nöthig oder nützlich schien. Zunächst geschah dies in den Seitenschiffen, sei es, weil sie Emporen tragen sollten, sei es auch nur, weil sie die Mauern des Oberschiffes stützten. So finden wir es in Köln in St. Ursula, wo eine Gallerie besteht, aber auch ohne solche in St. Maria im Kapitol, in Grossmartin und den Aposteln (wo überall die Mauern des Langhauses höheren Alters sind, als der Chorbau). Bei den häufigen Feuersbrünsten, welchen die Kirchen durch ihre Holzdecken ausgesetzt waren, musste man daher nothwendig auf den Wunsch kommen, auch das Mittelschiff damit zu versehen. Die Elemente dazu waren schon gegeben. Das Kreuzgewölbe, die augenscheinlich vortheilhafteste Form für längliche Räume, war nach dem Vorgange der karolingischen Bauten in Krypten und Seitenschiffen angewendet, die Verbindung von Halbsäulen mit Pfeilern aus römischen Bauten bekannt und bei jenen kleineren Wölbungen schon benützt, die Pfeilerform endlich durchgängig herrschend. Die technischen Schwierigkeiten konnten nicht unüberwindlich scheinen, die Mittel nicht überall fehlen. Es kam daher nur auf den muthigen Gedanken an, eine alte Gewohnheit zu verlassen, der allerdings, wie die Geschichte zeigt, immer lange ausbleibt. Wo und wann dies zuerst geschah, wissen wir zwar wiederum nicht mit voller Gewissheit, können aber doch mit grosser Wahrscheinlichkeit die Stellen aufzeigen, wo wir zu suchen haben. Die grossen Dome des Mittelrheins, zu Mainz, Speyer und Worms, zeigen, nebst der Klosterkirche zu Laach, die Wölbung in übereinstimmender und höchst primitiver Form, wenn auch zum Theil mit vielfachen späteren Aenderungen; auch die historischen Daten leiten darauf hin, in ihnen den Anfang dieser neuen Bauweise zu vermuthen. Zuerst werden wir auf den Dom in Mainz²⁾ hingewiesen, dessen Langhaus, abgesehen von gewissen,

¹⁾ Boisserée, Denkm. des Niederrheins.

²⁾ Wetter, der Dom zu Mainz, 1835, giebt das Historische im Wesentlichen vollständig und zuverlässig. Genügende Abbildungen fehlen. Die Streitfrage über das

auch an diesem Theile der Kirche erkennbaren späteren Aenderungen die alterthümlichsten Formen und zugleich Pfeiler zeigt, die schon vom Boden an auf die Anlage von Kreuzgewölben berechnet sind. Wir wissen geschichtlich, dass Erzbischof Willigis, der Vertraute des kaiserlichen Hofes, während der Minderjährigkeit Otto's III. Theilnehmer an der Regentschaft, im Jahre 978 den Bau einer neuen Hauptkirche begann, zu deren reicher Ausführung er wiederholte Schenkungen der Regierenden erhielt. Dieser Bau, im Jahre 1009 vollendet, wurde jedoch schon am Aebud des Einweihungstages durch eine Feuersbrunst zerstört, so dass man von Neuem bauen musste, und erst im Jahre 1036 unter einem der Nachfolger des Willigis, dem Erzbischof Bardo, wieder zur Einweihung gelangte. Dieser Bauzeit schrieb man bisher die Gewölbanlage zu, die danach allerdings in eine auffallend frühe Zeit gefallen sein würde. Eine neuerlich entdeckte Chronikenstelle ergibt jedoch, dass die Kirche des Bardo, welche im Jahre 1081 wieder von einer bedeutenden Feuersbrunst zerstört wurde, eine Felderdecke hatte¹⁾. Erst nach dieser Zeit kann daher der Gewölbebau, den wir noch gegenwärtig sehen, angelegt sein. An näheren Nachrichten, in welchem Jahre dies geschehen, fehlt es uns vollständig, wohl aber dient ein kleineres benachbartes Gebäude, die zum erzbischöflichen Palast gehörige St. Gotthardskapelle, einigermaassen zur näheren Zeitbestimmung. Wir wissen nämlich urkundlich, dass diese Kapelle von dem Erzbischof Adalbert I. (1111—1137), als erzbischöfliche Schlosskapelle von Grund aus gebaut, im Jahre 1136 so weit gediehen war, dass der Erzbischof sie mit einer Dotation zur Beleuchtung versah, und dass sie im Jahre 1138 geweiht wurde²⁾. Da die Profile und sonstigen Details der Kapelle denen

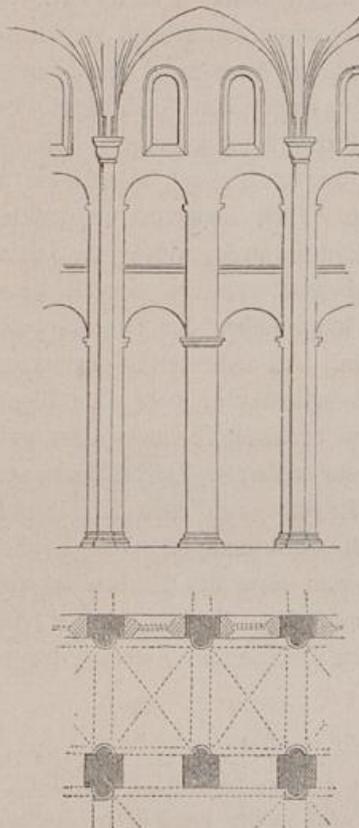
Alter dieser und der anderen verwandten Kirchen ist von v. Quast, die romanischen Dome zu Mainz, Speier und Worms, Berlin 1853, in meiner Anzeige dieser ausgezeichneten Schrift im Deutschen Kunstbl. 1853, S. 393 ff., und endlich von Kugler (daselbst 1854, S. 12 ff.) abweichend beantwortet.

¹⁾ Der Lebensbeschreiber des Erzbischofs Bardo schildert nämlich den von diesem vollendeten Bau und sagt dabei: *Sicque domum Dei laquearibus, pavimento et parte fenestrarum — dedicationis consecrationi praeparavit.* Er schreibt vor dem Brande von 1081. S. die Stelle ausführlich bei v. Quast a. a. O. S. 21, und in Pertz, *Monumenta hist. Germ. Scr. XI. S. 321, 10.*, wo Dr. Wattenbach auch das Datum der Einweihung auf 1036 (nicht 1037) feststellt.

²⁾ Die Urkunde des Erzbischofs Adalbert vom Jahre 1136 (bei Würdtwein *Diplomataria Moguntina*, Mainz 1788, Vol. II p. 541) lässt über die Identität der darin noch nicht mit dem Namen eines Heiligen benannten Kapelle keinen Zweifel. Er nennt sie: *capellam curtis nostrae in Moguncia, parieti ecclesiae b. Martini contiguam a nobis a fundamento constructam.* Dass die Weihe von dem Nachfolger Adalbert's im Jahre 1138 erfolgte, bezeugt derselbe Würdtwein nach einer früher in der Kapelle aufbewahrten Urkunde.

im älteren Theile des Domes ähnlich sind, so kann man darauf schliessen, dass beide Gebäude unter der Herrschaft derselben Geschmacksrichtung, durch dieselbe Schule entstanden und mithin fast gleichzeitig sind.¹⁾ Nur das bleibt zweifelhaft und bestritten, ob die Kapelle erst nach der Vollendung des Domes, dessen Bau bei seinem grossen Umfange, obgleich

Fig. 110.



Dom zu Mainz.

bald nach dem Jahre 1081 begonnen, bis nahe an 1136 gedauert haben könnte, oder ob dieselbe früher errichtet, und der Dom erst nach ihrer Vollendung, etwa in Folge eines im Jahre 1137 stattgefundenen Brandes, von dem wir eine Nachricht haben²⁾, begonnen sei. Die einfache Betrachtung, dass die Fortschritte des Styles sich gewöhnlich an grossen Kirchen, namentlich an Kathedralen, entwickeln, dass kleinere Bauten dem bei diesen gegebenen Beispiele zu folgen pflegen, spricht für die erste Annahme, die überdies auch durch einige andere Gründe unterstützt wird. Es ist daher wahrscheinlich, dass dieser alterthümlichste Gewölbebau noch vor dem Ende des elften, jedenfalls aber gewiss, dass er in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts entstanden ist.³⁾

Bald darauf wurde der stolze Bau von neuen Unfällen heimgesucht. Im Jahre 1159 in den Kämpfen des Erzbischofs mit einer feindlichen Partei der Bürgerschaft wurde der Dom von dieser erstürmt, dann förmlich zur Festung eingerichtet, und blieb lange in verwüstem Zustande, so dass der Erzbischof

¹⁾ Darauf aufmerksam gemacht zu haben ist das Verdienst v. Quast's, dessen angeführte Schrift auch Zeichnungen als Beläge der Behauptung enthält.

²⁾ Dodechinus, der Fortsetzer der Chronik des Marianus Scotus, bei Pistorius, rer. Germ. script. Tom. I., berichtet diesen Brand mit den Worten: *Monasterium principale in Moguntia cum aliqua parte civitatis combustum est.* Dieser allgemeine, von den Chronisten oft auch da gebrauchte Ausdruck, wo die Ueberreste des älteren Baues beweisen, dass der Brandschaden ein sehr unbedeutender gewesen, ergibt also nicht, dass die Kirche stark beschädigt worden; die im Jahre 1138 erfolgte Weihe der fast dicht daran anstossenden St. Gotthardskapelle lässt vielmehr auf das Gegentheil schliessen.

³⁾ Kugler in seinem Aufsätze: *Pfälzische Studien*, im Deutschen Kunstbl. 1854,

Conrad klagt, dass er ihn bei seiner Rückkehr im Jahre 1183 „ohne Thür und ohne Dach“ gefunden habe. Noch ehe die von ihm begonnene Herstellung vollendet war, brach dann um 1191 ein grosser Brand aus, der eine Herstellung des oberen Theils des Langhauses und theilweise auch der Seitenschiffmauern nöthig machte.

Aus diesem Herstellungsbau, der sich in das dreizehnte Jahrhundert hineinzog, stammen denn auch die jetzigen Gewölbe; Pfeiler und Wände sind dagegen ursprünglich. Sie zeigen eine sehr grossartige Anlage, bedeutende Dimensionen, aber zugleich höchst primitive Formen. Die enggestellten Pfeiler sind sämmtlich gleich, mit steiler attischer Basis, mit einem Kämpfergesimse unter den Scheidbögen, das an den Zwischenpfeilern sich auch um die Stirnseite herumzieht, während an den gewölbtragenden Pfeilern eine starke Halbsäule nach oben hinaufsteigt, und hier mit schlichtem Würfelkapitäl und einfachster Deckplatte als Stütze der Gewölbgräten dient¹⁾. In jeder Gewölbabtheilung finden sich oben zwei Fenster, unterhalb derselben aber zwei Mauerblenden, welche durch die vorragende Mauer der Pfeiler oder, wie man will, durch die Verdünnung der Mauer über den Scheidbögen gebildet werden. Oberhalb derselben zieht sich ein horizontales Gesimse, das jedoch durchweg von den Pfeilervorlagen unterbrochen und mithin nur in den Mauerblenden sichtbar ist. Alle Details sind von der höchsten Derbheit und Einfachheit, vermöge der engen Pfeilerstellung auch alle Bögen verhältnissmässig kleine Halbkreise. Das Ganze erscheint daher, ungeachtet der bedeutenden Breite des Mittelschiffes von 36 Fuss, und der noch bedeutenderen Höhe desselben von etwa 100 Fuss, höchst schwer und massiv, wie denn in der That die Mauermasse noch eine gewaltige ist. Aber es ist dessen ungeachtet höchst grossartig und imposant.

Genau dasselbe System, jedoch in bedeutend schönerer Gestalt, zeigt der Dom zu Speyer²⁾. Jene Mauerblenden sind nämlich hier höher

Nro. 2. ff., ist geneigt, anzunehmen, dass der gegenwärtige Bau des Domes eine ursprüngliche, aus der Zeit des Willigis herstammende Pfeilerbasilika mit gerader Decke gewesen, die man nur später durch Vorlegung der Halbsäulen in eine gewölbte Kirche verwandelt habe. Allein die Halbsäulen stehen mit den Pfeilern im Mauerverbände, sind daher nicht später angefügt, was jene Vermuthung ausschliesst. Sorgfältige Beobachtungen bei Gelegenheit der grossen Restaurationsbauten seit 1856 haben diese Thatsache bestätigt, zugleich aber zahlreiche später, in Folge der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eingetretenen Unfälle vorgenommene Reparaturen nachgewiesen. Vgl. Fr. Schneider, Die Baugeschichte des Mainzer Domes von 1159—1200. Mainz 1870. S. 12 ff.

¹⁾ Nach der Wahrnehmung von Schneider, a. a. O. S. 16. in der Anm. zeigt sich noch an einigen Pfeilern der Seitenschiffe, dass die Halbsäulen auch hier (wie in Speyer und Worms) ursprünglich noch durch vortretende Wandpfeiler verstärkt waren.

²⁾ Gute Aufnahmen, leider wegen der Unterbrechung der Herausgabe nur wenige,

hinaufgezogen, so, dass die Oberlichter nicht über ihnen, sondern innerhalb ihres Bogens liegen. Sie gehen in der Mitte jedes Fensterpaares von dem Würfelkapital einer Halbsäule aus, welche hier auch an den mittleren Pfeilern angebracht ist. Das Kämpfergesimse der Pfeiler zieht sich an der Stirnseite herum und lässt nur die Halbsäulen frei. Das horizontale Gesimse besteht hier wie dort, dagegen haben die gewölbtragenden Halbsäulen noch in der Höhe zwischen dem Kämpfer und dem Gesimse einen kapitalartigen Ring, bei dem es aber zweifelhaft ist, ob er der ursprünglichen Anlage oder welcher späteren Zeit angehört. Das Ganze ist daher zwar noch immer sehr einfach und schmucklos, aber es erscheint durch die grössere Höhe des Schiffes, durch die veränderte Einrichtung der Mauerblenden und durch die grösseren Fenster viel schlanker, heller, leichter, ungeachtet die Mauermassen auch hier noch höchst bedeutend sind, vielleicht dem Mainzer Dome um nichts nachstehen. Die Wirkung ist in jeder Beziehung eine sehr bedeutende.

Ueber die Schicksale dieses gewaltigen Monuments ist uns Vieles, aber freilich bei Weitem nicht so viel, als wir wünschten, bekannt. Einer der wichtigsten Abschnitte unserer Geschichte, der Gegenstand ergreifender Sagen, die Geschichte der Grösse und des Falles des salischen Kaiserhauses knüpft sich an diese Mauern. Konrad II., der, nach dem Aussterben des sächsischen Hauses erwählt, das mit so umfassenden Rechtstiteln verbundene Scepter in seine kräftige Hand nahm und an der Spitze einer damals in frischester Jugend aufblühenden Nation trat, fühlte und betrachtete sich als den Stifter einer neuen Dynastie. Einige Jahre nach seiner Erhebung dachte er an die Errichtung einer des Herrscherhauses würdigen Familiengruft, und erwählte dazu den Dom zu Speyer, dessen Gründung vielleicht schon im Jahre 1030, nicht lange nach der der oben erwähnten Klosterkirche zu Limburg erfolgte.¹⁾ Die Krypta und die Mauern, deren technische Uebereinstimmung mit denen der Limburger Kirche keinen Zweifel übrig lässt, dass sie aus dem durch Konrad selbst eingeleiteten Bau herkommen,

bei Geier und Görz a. a. O. und in Hübsch, *Altchr. Kirchen* Taf. 50—55. Ueber die Geschichte des Domes giebt Geissel, *der Kaiserdom zu Speyer* (1828) und besonders Remling, *der Speyerer Dom* (1861) gründliche Auskunft. Ueber die chronologische Frage s. meinen Aufsatz im *Kunstblatt* 1845 S. 263 und die angeführte Schrift von v. Quast, *die romanischen Dome*. Weitere literarische Nachweisungen bei Otte, *Kunstarchäologie* 4. Aufl. S. 340 und *Gesch. d. d. Baukunst*. S. 281.

¹⁾ Die gewöhnliche Annahme, dass die Grundsteinlegung am 12. Juli 1030, an demselben Tage mit der Limburger Kirche, geschehen sei, ist zwar (Giesebrecht, *Gesch. d. deutschen Kaiserzeit*. Vol. II. 3. Aufl. S. 626) nicht genügend erwiesen. Der Umstand, dass die Krypta schon im Jahre 1039 die Leiche des Kaisers aufnehmen konnte, gestattet aber nicht wohl eine spätere Gründung als in dem angegebenen Jahre anzunehmen.

zeigen uns die grossartigen Plane dieses Fürsten. Uebertraf schon die Limburger Kirche in ihren Dimensionen fast alle damals in Deutschland bestehenden Gebäude, so ging die Anlage des Speyerer Domes noch weit darüber hinaus; eine Mittelschiffbreite von 42, die lichte Breite der drei Schiffe von 110, und eine Länge des Langhauses von 225 Fuss kam den kolossalen Verhältnissen der Peters- und der Paulskirche in Rom näher, als irgend ein anderer damaliger Bau diesseits der Alpen. Die Krypta, mit ungewöhnlicher Ausdehnung unter dem Boden des Langhauses sich erstreckend, hell und hoch, die würdige, feierlichste Fürstengruft, war wahrscheinlich schon bei dem frühen Tode des Kaisers (1039) vollendet; er wurde darin bestattet. Unter seinem Sohne Heinrich III. stockte der Bau, und in der unruhigen Zeit während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. wird er schwerlich sehr gefördert sein. Eine Weihe, die dennoch während derselben im Jahre 1061 erfolgte, wird daher wohl nur den Chorraum, dessen Mauerwerk auch dem der ersten Bauzeit entspricht, betroffen haben. Um 1070 wurde Bischof Benno von Osnabrück, ein berühmter Bauverständiger, nach Speyer gerufen, um die Kirche gegen die Fluthen des Rheines zu sichern. Auch im Jahre 1097 war der Bau noch keinesweges vollendet. Der nachmalige Bischof von Bamberg Otto, dem die Leitung desselben übertragen wurde, entwarf jetzt erst die Anordnung der Fenster (*aequam fenestrarum ecclesiae mensuram*). Indessen nahm sich Heinrich IV. der Förderung mit grossem Eifer an. Der Bau scheint der bedeutendste der Zeit gewesen zu sein; selbst der griechische Kaiser erfuhr davon und sandte eine goldene Altartafel zum Schmucke der Kirche; der Chronist, der dies erwähnt, rühmt dabei die Kirche als „des höchsten Lobes würdig und die Werke der alten Könige übertreffend“. Das Jahr der Weihe wird nicht angegeben, aber die Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts bezeichnen einstimmig Heinrich IV. als den Vollender des Gebäudes. So namentlich der wohlunterrichtete und vorsichtige Otto von Freisingen, der dabei den Bau ein wundersames und kunstreiches Werk (*mirum et artificiosum opus*) nennt. Bald, nachdem Otto jene Worte geschrieben hatte, erlitt die Kirche erhebliche Beschädigung durch Brand¹⁾, und wird daher eine Her-

¹⁾ Radevicus, de gest. Frid. I. l. 2. c. 14 (Geissel a. a. O. S. 108): Hoc anno (1159) insignis ecclesia illa et regium opus ad Spiram civitatem igne consumpta est, et desuper continuate muri rupta ruina molesta plerosque involvit, sicut tunc fama fuit. Radevicus, obgleich weder Augenzeuge, noch zu Speyer wohnend, verdient in Betreff der Thatsache Glauben; sein Zusatz, sicut tunc fama fuit, scheint sich nicht sowohl auf die Feuersbrunst überhaupt, als darauf zu beziehen, dass man von dem Unglücken vieler Menschen gesprochen, was der Chronist nicht verbürgen will. Dass bei diesem Brande Gewölbe eingestürzt seien (wie Geissel und Wetter, der Dom zu Mainz S. 29, gefolgert haben), ist zwar nicht ausdrücklich gesagt, indessen scheinen

stellung erhalten haben. Indessen findet sich keine Nachricht über dieselbe. Auch in den folgenden Jahrhunderten fanden Feuersbrünste statt, allein von einer gänzlichen Zerstörung, von einem Brande, der einen Neubau nöthig machte, ist nicht die Rede. Erst in neuerer Zeit war das ehrwürdige Werk wiederholten Verwüstungen unterworfen, und zwar beide Male durch französische Armeen. Zuerst bei der berühmten Verheerung der Pfalz durch die Generale Ludwig's XIV. im Jahre 1689, wo es so ernstlich auf die Vernichtung des Domes abgesehen war, dass man Mineurs in die brennende Stadt schickte, um seine Mauern niederzureissen. Allein ihre Festigkeit trotzte diesem Angriffe und den Unbilden der Witterung, denen sie lange ausgesetzt blieben. Endlich im achtzehnten Jahrhundert, leider nicht ohne Entstellung einzelner Theile, restaurirt, wurde der Dom in den Revolutionskriegen auf's Neue von den Franzosen heimgesucht; die Kaisergräber wurden mit empörender Rohheit geplündert und zerstört, und das Gebäude selbst sollte, nach einem bereits entworfenen Plane, der Erde gleich gemacht werden, um einen Platz für Feste der modernen Freiheit zu gewähren. Dieser wahnsinnige Gedanke wurde zwar aufgegeben, aber die verwüsteten Räume blieben noch lange kirchlichen Zwecken entzogen, bis König Ludwig von Baiern sie ihnen wiedergab. Die Würdigung dieses Gebäudes hat eigenthümlich gewechselt; die Geschichtschreiber des Mittelalters sprechen davon, wie erwähnt, mit höchster Anerkennung, sie nennen es wunderbar und kunstreich¹⁾; die französischen Architekten des Revolutionszeitalters fanden nur ein schlechtes gothisches Gebäude, weder durch Construction noch Anordnung bemerkenswerth²⁾; neuere Schriftsteller haben ihm wegen der schlanken Schönheit seiner Formen und wegen der kühnen Durchführung vollständiger Ueberwölbung bei so grossen Verhältnissen die frühe Entstehung absprechen und einen Neubau oder doch eine durchgreifende Umgestaltung etwa nach jenem Brande von 1159 annehmen zu müssen geglaubt. Zunächst nämlich erweckte die überlieferte Annahme eines solchen Gewölbebaues im Jahre 1030, wo die Balkendecke allgemein vorherrschte und auch von Konrad II. bei seiner gleichzeitigen kaum weniger grossartigen Stiftung in Limburg angewendet wurde, erhebliche Bedenken, die nothwendig wuchsen, sobald man erfuhr, dass auch der viel alter-

die Worte es doch anzudeuten. Schon im Jahre 1137 wird von einigen Chronisten ein Brand gemeldet, jedoch in Verbindung mit Angaben, welche anderen unzweifelhaften Daten widersprechen. (Geissel a. a. O. S. 83.)

¹⁾ Ausser Otto von Freisingen, die *Annales Argentinenses* (bei Böhmer *Fontes* III. 69) und auch der Verf. der *Speyerer Chronik*: *mirae magnitudinis, fortitudinis et pulchritudinis*.

²⁾ Vergl. den der republikanischen Regierung eingereichten Antrag in dem angeführten Werke von Geissel.

thümlichere und schlichtere Wölbungsbau des Domes zu Mainz nicht, wie man geglaubt hatte, von 1009, sondern erst aus der Zeit nach dem Brande von 1081 herstamme. Technische Untersuchungen des damals zugänglichen Mauerwerks ergaben nun zwar, durch Vergleichung mit dem von Limburg, dass die ganze Krypta und wahrscheinlich auch der östliche Chor, dass ferner die Aussenmauern anscheinend des ganzen Langhauses aus der ersten Bauzeit herrühren, ja es scheint sogar, dass die Halbsäulen, die in den Seitenschiffen die Gewölbe tragen, mit diesen Aussenmauern im Mauerverbände stehen ¹⁾. Wenn man aber auch hienach eine ursprüngliche Ueberwölbung der Seitenschiffe annimmt, so folgt daraus noch nichts für das Mittelschiff; dieses konnte auch hier, wie wir es in mehreren Bauten des 11. und 12. Jahrhunderts finden, ungeachtet jener Seitengewölbe, die Balkendecke erhalten haben. Es bedurfte daher auch hier des technischen Nachweises, dass diejenigen Theile der Pfeilervorlagen, welche nur für die Wölbung dienten, im völligen Mauerverbände mit den ursprünglichen Pfeilern standen, und dieser Beweis ist wenigstens nicht ausreichend geführt ²⁾. Es ist daher immerhin möglich und wird von den meisten sachkundigen Forschern angenommen, dass die Ueberwölbung und die Behufs derselben nöthige Umgestaltung der Pfeiler erst später eingetreten sei. Dann aber bleibt die Frage übrig, wann diese Aenderung eingetreten ist; es kann dies möglicherweise erst nach dem Brande von 1159, es kann aber auch während der langen Bauzeit und nach der Wiederaufnahme des unterbrochenen Baues unter Heinrich IV. geschehen sein. Nehmen wir das Letzte an, so ist für diese frühe Entstehungszeit die Eleganz der schlanken Verhält-

¹⁾ Zwar glaubte v. Quast (die romanischen Dome S. 31 ff.) bei seiner Besichtigung der damals (1847) vom Bewurfe entblösten Wände wahrgenommen zu haben, dass diese Halbsäulen in die zu diesem Zwecke ausgehauene Mauer, eingelassen, also ein späterer Zusatz seien. Dem widerspricht jedoch der Architekt Dr Geier aus Mainz, der nicht bloß bei jener Besichtigung von 1847 gegenwärtig gewesen war, sondern seine Untersuchung auch später, namentlich im Jahre 1852 bei der gänzlichen Beseitigung des Putzes, vor dem Beginne der jetzigen Frescomalereien, fortgesetzt hatte, weil er auch da, wo Stücke der Pfeilervorsprünge und Halbsäulen eingesetzt waren, ober- und unterhalb Binder angebracht fand, und weil der Zusammenhang der Bögen mit der Mauer eine gleichzeitige Ausführung der Gewölbe beweise. Vgl. das Gutachten Geiers bei Remling a. a. O. S. 132 ff.

²⁾ Die von mir früher (Mitth. d. k. k. C. Comm. Bd. VI. S. 276) ausgesprochene Hoffnung, dass Hübsch bei Gelegenheit der ihm übertragenen Restauration des Domes hierüber Gewissheit geben werde, ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Er erklärt sich zwar in seinem grossen Werke (Altchristliche Kirchen, zu Taf. 52 und S. 113) entschieden für die ursprüngliche Gewölbanlage, giebt aber „zur Beseitigung der letzten Zweifel“ nur den bereits bei Remling a. a. O. S. 138 abgedruckten Bericht des Architekten Feederle, der keineswegs überzeugend ist und die verschiedenen, dabei zur Sprache kommenden Fragen nicht gehörig unterscheidet.

nisse, welche fast an die Tendenz des gothischen Styles erinnert, auffallend; entscheiden wir uns für die erste Alternative, so ist es räthselhaft, dass bei dem herrlichen, mit so grossem Aufwande ausgeführten Werke die Ausführung in gewissen Details roher und plumper ist, als bei vielen anderen, unzweifelhaft etwas früher entstandenen kleineren. Sehr wichtig ist dabei die Frage über die Entstehungszeit des Gewölbebaues in Mainz; wer diesen erst nach 1137 errichtet annimmt, wird geneigt sein, den allerdings einen Fortschritt bekundenden Bau von Speyer nach 1159 zu setzen. Nimmt man dagegen, wie es mir besser begründet scheint, den Mainzer Dom als den nach 1081 ausgeführten Bau an, so verliert auch der Zweifel gegen die Entstehung des Speyerer Doms am Ende des elften oder Anfange des zwölften Jahrhunderts an seiner Kraft. Aber entscheidend ist diese Rücksicht keinesweges; es ist sehr wohl möglich, dass man sich in Mainz ungeachtet der feineren Formen an der kaiserlichen Stiftung zu Speyer mit einem den vorhandenen Ueberresten des alten Baues sich anschliessenden Gewölbebau von geringerer Eleganz begnügte. Man wird vielmehr alle übrigen Umstände berücksichtigen müssen und diese dürften schliesslich mehr für den Anfang als für die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts sprechen¹⁾. Jedenfalls ist dabei dann zu berücksichtigen, dass wir diesen Bau keinesweges ganz in seiner ursprünglichen Gestalt besitzen. Er hat vielfache Brände erlitten, ausser den schon erwähnten einen im Jahre 1289, einen anderen 1450²⁾, wo beide Male die Zeit der Herstellung berichtet wird. Eine solche Nachricht fehlt uns in Beziehung auf den Brand von

¹⁾ Eine gründliche Erörterung der vielbesprochenen Streitfrage würde hier zu weit führen. Die Mehrzahl der deutschen Kunstforscher hat sich der späten Datirung angeschlossen; so ausser v. Quast (in der angef. Schrift und in s. Zeitschrift I. S. 59 und 125), Kugler (in der ersten Ausg. seiner Kunstgeschichte, dann besonders Pfälzische Studien im D. Kunstbl. 1854 No. 2. und Gesch. d. Baukunst, II. 450), Otte (Rheinische Jahrbücher XXXII. S. 100 ff. und Gesch. d. d. Baukunst S. 226 und 335), Lotz (Kunstopographie II. 479 und Christl. Kunstblatt 1868. S. 170) und mehrere Andre. Die auch von Otte adoptirte Annahme Kuglers, dass die Halbsäulen an den Pfeilern nebst den darauf ruhenden Bögen schon bei der Balkendecke als eine schöne harmonische Umrahmung der Fenster bestanden, scheint mir eine viel stärkere Zumuthung als die eines so unbehülflichen Gewölbebaues am Ende des elften Jahrhunderts. Es scheint mir geradezu unmöglich dieselbe später zu stellen, als die viel entwickelteren Formen der Kirche zu Laach. Jedenfalls hat die Frage keine sehr grosse Bedeutung, da durch diese Kirche eine Ueberwölbung im ersten Viertel des 12. Jahrh. feststeht.

²⁾ Der damalige Bischof Geissel in seinen auf Caumonts Fragen gegebenen Antworten (Bull. monum. III. p. 448) nimmt eine gänzliche Zerstörung der Kirche durch den Brand von 1450 an, bei welcher bloss die östlichen Theile, Krypta, Chor und Kreuz nebst den beiden westlichen Rundthürmen, stehen geblieben seien. Da indessen die Herstellung schon im Jahre 1453 beendet war, so können die Beschädigungen des Schiffes nur gering gewesen sein.

1159, und gerade dieser mag zur Verschönerung des Baues, durch Erhöhung der Gewölbe, durch Veränderung der oberen Kapitäle und durch Anlage der, gerade um diese Zeit sehr beliebten, schönen Zwerggalerie, die unterhalb des Daches umherläuft, wesentlich beigetragen haben, so dass die schlanke und reichere Erscheinung, die das Gebäude gewährt, zum Theil dieser späteren Reparatur zuzuschreiben, aber auch von der Gewölbanlage an sich zu trennen ist.

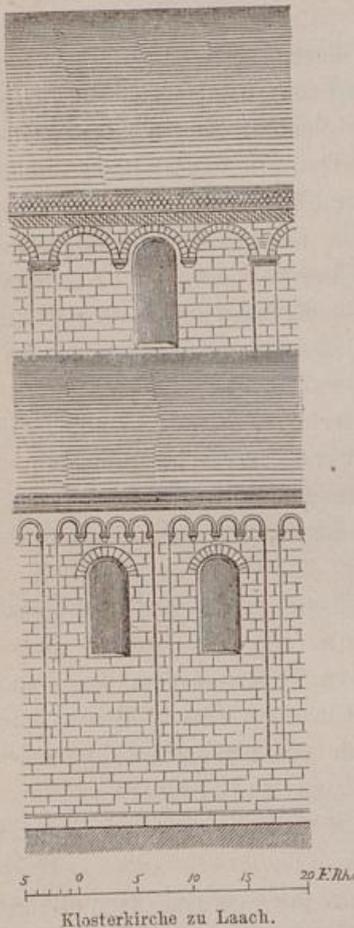
Der dritte der genannten Dome, der zu Worms, ist augenscheinlich eine Reproduction des Systems der beiden anderen, mit mancherlei willkürlichen und inconsequenten vermeintlichen Verbesserungen. Die Gewölbträger sind reicher gegliedert, die Kapitäle zwar würfelförmig, aber von weichlicher Bildung, die Gesimse reicher und schwerer, statt der grossen Blendarcaden kleinere unter den Fenstern, die mit wechselnden Mustern ausgefüllt sind. Man sieht das Bestreben, die Massen noch mehr zu theilen und zu erleichtern, aber mit so unglücklichem Erfolge, dass sie gerade dadurch um so schwerer erscheinen. Dieses Bestreben selbst und alle Detailzüge deuten auf eine beträchtlich spätere Zeit hin, und man kann daher wohl der Annahme beitreten, dass dieser Bau nicht derjenige sei, dessen Weihe im Jahre 1118 berichtet wird, sondern der, welcher im Jahre 1183 geweiht wurde, wobei sich dann das Auffallende der Verbindung der alterthümlichen Anlage mit jenen Tendenzen der späteren Zeit aus der wahrscheinlichen Verzögerung des Baues erklärt.

An die beiden ersten dieser Dome reiht sich, der Zeit und dem Charakter nach, die Klosterkirche zu Laach an, noch jetzt in ihrer romantischen Lage an dem Ufer des vulkanischen Sees, von dem sie ihren Namen hat (Lacus), ein beliebtes Ziel der Wanderer. Im Jahre 1093 gegründet, von ihrem Stifter jedoch kaum über die Fundamente hinausgeführt, von seinem Sohne Pfalzgraf Siegfried um 1112 weiter gebaut, erhielt sie erst im Jahre 1156 die Weihe¹⁾. Beziehen sich diese Daten,

¹⁾ Abbildungen bei Geier und Görz a. a. O. Die Weihe vom Jahre 1156 beruht auf dem Zeugnisse des Brower (Annal. Trevir. II. p. 61), der sich auf nicht näher angegebene alte Manuscripte bezieht, wahrscheinlich also auf kirchliche Notizen. Ueber die Bangeschichte giebt hauptsächlich die Urkunde des Pfalzgrafen Siegfried vom Jahre 1112 (Günther Cod. dipl. rhen. I. p. 172) Auskunft. Dieser sagt darin, dass sein Vater nur die Fundamente gelegt (*fundamentum tantummodo posuit*), und dass er selbst in seiner Jugend die Pflicht der Fortsetzung des Baues vernachlässigt habe, und fährt dann fort: *postmodum vero poenitentia ductus, quod neglexeram devotissime corrigere studui*. Im weiteren Verlaufe der Urkunde scheint er die Kirche schon als bestehend vorauszusetzen, indem er angiebt, dass er sein *castellum ecclesiae vicinum* aus Sorge für die Ruhe der Brüder abgebrochen habe. Indessen kann man daraus natürlich nicht auf die bereits erfolgte Vollendung des Baues schliessen, über die denn auch der weitere Inhalt der Urkunde eben so wenig, wie die Bestätigung,

was zu bezweifeln keine genügenden Gründe vorliegen, wirklich auf das vorhandene Gebäude in seinen Haupttheilen, so bestätigt dies die Annahme, dass jene beiden Dome, deren System es sich anschliesst, schon früher entstanden waren. Es hat, wie jene Dome, Kreuzgestalt und einen Westchor,

Fig. 111.



Klosterkirche zu Laach.

ein Kuppel auf der Vierung des östlichen Kreuzes und vier Thürme, zwei viereckige im Osten, zwei runde im Westen. Die Dimensionen sind hier kleiner (die Mittelschiffbreite kaum 28, die Höhe 55, die Intercolumnien verschieden, von $13\frac{1}{2}$ bis $17\frac{1}{2}$, die Seitenschiffe 14 Fuss breit und 26 hoch), aber die Ausführung ist so harmonisch, dass das Ganze einen sehr würdigen und ernsten Eindruck macht. Die Abweichungen von jenen Domen sind schon sehr bedeutend, die Pfeiler weiter gestellt, dafür aber sämtlich Gewölbträger, die Gewölbe daher durchweg nicht Quadrate, sondern Rechtecke, im Mittelschiffe von grösserer Breite, in den Seitenschiffen von grösserer Tiefe. Die Mauerblenden fallen daher fort, dagegen sind in den Seitenschiffen jedem Gewölbefelde zwei Fenster gegeben. Dies trägt zur reicheren Gestaltung des Aeusseren bei, das nun durch die zwischen den enggestellten Fenstern aufsteigenden, durch Rundbogenfriese verbundenen Lisenen sehr vollständig belebt ist, und mit seinen klaren Linien, mit der vielfachen Wiederkehr der reinen Form des Rundbogens den günstigsten Eindruck macht. Der romanische Styl der Rheingegend hat, wenigstens für das Aeusserere, nichts Schöneres aufzuweisen, als diese Kirche, welche gerade das rechte Maass zwischen Leerheit und Ueberfüllung zeigt. Auch im Inneren des Langhauses finden sich schon mildere Formen, zum Theil Kelchkapitälre statt der Würfelknäufe, Eckknollen an den Basen. Wie es scheint und auch durch historische Nachrichten bestätigt wird, sind die beiden Kreuzschiffe und Chöre, von denen der westliche die Grabstätte des Stifters enthielt, die älteren Theile, das Langhaus später, der Kreuzgang

welche Papst Innocenz II. im Jahre 1138 dem Kloster gab (a. a. O. p. 241), irgend etwas Näheres ergibt.

endlich, welcher in die westlichen Portale führt, noch lange nach jener Weihe, vielleicht erst am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, in der anmuthigsten Pracht des damaligen rheinischen Styles erbaut¹⁾. Die Ungleichheit der Säulenweiten, welche zu gross ist, um sie bloss der im Mittelalter höchst gewöhnlichen Nachlässigkeit in Beziehung auf Maassverhältnisse zuzuschreiben, die Anlegung der Doppelfenster in den Gewölbefeldern der Seitenschiffe lassen auf ein Schwanken während des Baues schliessen, das vielleicht dadurch entstand, dass man auch hier erst im Fortschritte desselben sich zur Ueberwölbung bestimmte. Die zierlicheren Formen des Langhauses können zwar Zweifel über die Beziehung der Einweihung von 1156 auf diesen Theil des Gehäudes erwecken, besonders wenn man an die Formen jener kurz vorher entstandenen Dome zurückdenkt. Allein bei dieser Vergleichung muss man auch die Verschiedenheit der Gegend berücksichtigen. Während man sich am Oberrhein des harten, dunkelrothen Sandsteins vom Main und Neckar bedienen musste, und dadurch an rohere Formen gewöhnt war, standen den niederrheinischen Meistern mancherlei leicht zu behandelnde Steinarten zu Gebote. Daher hatte sich in der Diöcese von Trier, zu der Laach gehörte, und in der von Köln, an die es angränzte, schon ein zierlicherer Styl gebildet, der in beiden erzbischöflichen Städten ungefähr gleichzeitig mit der Vollendung des Laacher Baues eben so und noch weiter entwickelte Leistungen hervorbrachte²⁾.

Auch in Köln entstand um diese Zeit eine gewölbte Basilika, die St. Mauritiuskirche³⁾, die Stiftung eines blossen Bürgers dieser Stadt, der sie auf dem Grund und Boden der Abtei von St. Pantaleon erbaut hatte, und darüber mit dieser in Streit gerieth. Im Jahre 1144 schlichtete der Erzbischof diesen Streit durch eine vorhandene Urkunde, indem er die Kirche, welche er dabei als eine neue bezeichnet, den Nonnen der Rheininsel schenkte⁴⁾. Wir erkennen nun in dieser Kirche den Einbau einer Empore für die Nonnen, aber noch in ähnlichen Formen, wie die Kirche selbst, und werden dadurch versichert, dass das Gebäude noch das ursprüngliche, kurz vor 1144 errichtete sei. Hier finden wir nun eine

¹⁾ Der Kreuzgang war, wie sich bei seiner Herstellung ergeben hat, nicht blos nach dem Hofe, sondern auch nach aussen durch von Doppelsäulchen getragene Bogengruppen geöffnet; eine seltene Anlage von poetischem Reize. v. Quast Zeitschrift I. S. 91.

²⁾ Ich erinnere dabei für Trier an die durch Erzbischof Hillinus (1152—1169) ausgeführten Theile des Domes, welche sogar schon Uebergangsformen zeigen, für die Kölner Diöcese an die gleich zu erwähnende Kirche von Schwarzhendorf und an den Chorbau an St. Gereon, der, wie F. v. Quast bewiesen hat (Rhein. Jahrb. Bd. XII), in den Jahren 1121 bis 1156 entstanden ist.

³⁾ Beschreibung und Abbildungen in v. Quast Zeitschrift I. S. 236. Die Kirche ist seitdem (1858) abgetragen und durch einen Neubau von Statz ersetzt.

⁴⁾ Lacomblet, Urkundenbuch für die Gesch. des Niederrheins I. Nro. 352.

Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. IV.

beschränkte und niedrige Anlage, ohne Kreuzschiff, mit einer grösseren und zwei kleineren Altarnischen in Osten, aber schon ursprünglich auf Wölbung eingerichtet. Es ist begreiflich, dass der Gewölbebau seiner augenscheinlichen Vorzüge ungeachtet, sich nicht rasch verbreiten konnte. Man glaubte die Gewölbe noch sehr stark machen zu müssen; am Chore des Speyerer Doms haben sie eine Dicke von drei, an der Laacher Kirche eine von fast zwei Fuss. Sie waren daher sehr mühsam, zeitraubend und kostspielig, und es bedurfte wiederholter Erfahrungen um sich in dieser neuen Praxis zu vervollkommen. Dies Vorkommen der Wölbung an einem kleineren Gebäude bestätigt daher die Annahme, dass die ersten Vorbilder derselben schon im Anfange des Jahrhunderts oder gar im elften Jahrhundert entstanden sein müssen.

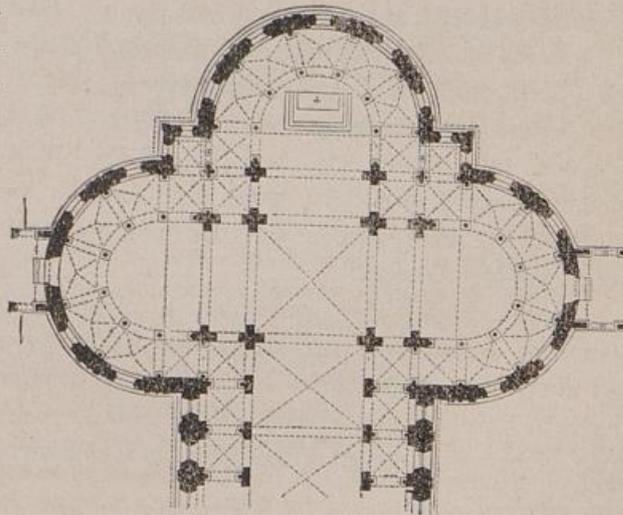
Vergegenwärtigen wir uns nun die ästhetische Wirkung dieser neuen Bauweise, namentlich wie sie sich an jenen Domen zeigt, so ist sie höchst bedeutend und sehr verschieden von der, welche jene sächsischen Monumente hervorbrachten.

Der Pfeilerbau, bis dahin einförmig und ermüdend, hatte nun durch den Wechsel einfacher und verstärkter Pfeiler eine Gliederung und eine rhythmische Abtheilung erhalten, ähnlich, aber viel energischer und belebter wie in den sächsischen Bauten. Die weiten, hochgelegenen Gewölbe, deren Kreuzlinien sich bis an das Ende des Raumes erstrecken, die hohen und kräftigen Halbsäulen, die zu ihnen hinaufführen, geben diesen Domen einen Ausdruck von Kühnheit und Kraft, wie ihn die karolingischen Kuppeln nicht gewährt hatten, und von dem die sächsischen Basiliken weit entfernt waren. Wenn sie aber diese in der Solidität und Wirkung übertreffen, so stehen sie ihnen in Beziehung auf Anmuth und Naivetät nach; wir vermissen die schlanke Säule, die zierliche Ausbildung des Pfeilers, die einfache und klare Harmonie der Verhältnisse. Der gerade hinauf laufende Stamm der Gewölbe trägt erscheint, obgleich übermässig hoch, dennoch schwer, weil er ohne Verjüngung und ohne den belebenden Schatten freier Beleuchtung ist. Ueberdies haftet er an den gewaltigen Pfeilern, von denen jeder, um der Last des Gewölbes zu genügen, eine selbstständige feste Mauer bildet und mit der oberen Mauer in Verbindung steht. Daher erscheint auch diese hier schwerer und massenhafter, und selbst die Wölbung mit ihren grossen, quadraten Abtheilungen, mit dem langsamen Schwunge des Rundbogens lastet mehr auf uns als die einfache, ununterbrochene Fläche der Holzdecke. Ein Zug nationaler Verwandtschaft ist dennoch nicht zu verkennen. Der ganze Bau erscheint zwar grandioser und gewaltiger als jene sächsischen Kirchen, aber er giebt doch wieder vermöge der Schmucklosigkeit seiner Glieder und der Leere seiner mächtigen Wände nicht weniger wie jene den Ausdruck des Schlichten und Einfachen.

Die Ornamentation des Aeusseren ist der der sächsischen Bauten sehr ähnlich. Die Mauern sind wie dort nur durch Lisenen und Rundbogenfriese, mithin durch eine harmonische Verbindung der horizontalen Linie mit der verticalen, belebt. Die Lisenen sind meistens flach gehalten, doch finden sich an den Chornischen, namentlich an der östlichen des Mainzer Doms und an der am Ende dieser Epoche erbauten der St. Gereonskirche in Köln, Halbsäulen an Stelle derselben. An der Laacher Kirche haben die Gesimse schon reichere und feinere Ornamente, die aber wie in Sachsen noch meist geradlinig und unter denen auch hier der gebrochene Stab, die schachbrettartige und die schuppenartige Verzierung die beliebtesten sind. Eine wichtige Verschiedenheit beider Style zeigt sich ferner in der Anwendung der Kuppeln auf der Vierung des Kreuzes. Während diese in Sachsen nur selten vorkommen, finden sie sich hier auf allen grösseren Kirchen, meistens auf beiden Querarmen und in Verbindung mit zwei Thürmen, welche die Ecken des Kreuzes ausfüllen und mit der Kuppel eine bedeutende Gruppe bilden. Diese Kuppeln, meistens achteckig, erscheinen als eine Reminiscenz des karolingischen, und insofern als eine mittelbare Einwirkung des byzantinischen Styls, aber doch mit veränderter Bedeutung für das Ganze und als Theile eines der länglichen Basilika zusagenden Systems.

Am Niederrheine, namentlich in der alten, an mittelalterlichen Monumenten so überreichen Metropole, in Köln, finden wir vor und ausser der erwähnten kleinen Kirche St. Mauritius vom Jahr 1144 kein Beispiel durchgängiger Ueberwölbung der Kirchenschiffe, obgleich die Kunst des Wölbens hier keineswegs unbekannt und schon um die Mitte des elften Jahrhunderts zu einer Choranlage von eigenthümlicher Grossartigkeit und mächtiger Gewölbanlage verwendet wurde. Die schon mehrmals erwähnte Kirche zu St. Maria im Kapitol, deren Stiftung der Plectrudis, Gemahlin Pipin's von Herstatt, im Anfange des achten Jahrhunderts, zugeschrieben wird, wurde, nachdem schon Erzbischof Bruno, Otto's des Grossen Bruder,

Fig. 112.



St. Maria im Kapitol.

eine Summe Geldes zur Vollendung des Kreuzganges geschenkt hatte, in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts neu erbaut, und erhielt im Jahre 1049 bei der Anwesenheit des Papstes Leo IX. eine Weihe. Dieser Bau ist, wie durch eine sehr sorgfältige und scharfsinnige Untersuchung¹⁾ erwiesen ist, noch grossentheils erhalten. Zwar stammt die obere Chorhaube in ihrer jetzigen reicheren Gestalt erst aus einem Herstellungsbau vom Ende des zwölften Jahrhunderts, aber die Gesamtanlage, die westliche Vorhalle, das Langhaus, die Kreuzarme und der untere Theil der Chornische, rühren im Wesentlichen aus jenem Bau von 1049 her, der wahrscheinlich sich wiederum an ältere Fundamente anschloss. Die westliche Vorhalle ist, wie schon oben erwähnt, dadurch merkwürdig, dass ihre gegen das Schiff geöffnete Empore Säulenstellungen hat, welche denen des Aachener Münsters entsprechen. Das Schiff scheint damals das einer flach gedeckten Pfeilerbasilika gewesen zu sein. Höchst eigenthümlich und ausgezeichnet ist dagegen der östliche Theil des Gebäudes. Die Kreuzarme werden nämlich durch halbkreisförmige Apsiden, welche der des Chors gleichen, gebildet, so dass diese drei Conchen sich um die Vierung des Kreuzes als um ihren Mittelpunkt gleichmässig lagern. Diese Anlage, welche an sich schon sowohl im Aeusseren wie im Inneren von grosser Wirkung ist, wird dadurch noch um so grossartiger, dass die Halbkuppeln, mit denen die drei Conchen gedeckt sind, nicht auf der unteren Mauer, sondern auf einer innerhalb derselben befindlichen halbkreisförmigen Säulenstellung ruhen, um welche jene Mauer dann einen mit Kreuzgewölben gedeckten Umgang bildet, oberhalb dessen sich erst die Haube der Conchen erhebt. Die Oeffnung jeder der drei Nischen erlangt dadurch die bedeutende Breite von ungefähr 50 Fuss, während auch der Durchmesser der Halbkuppeln selbst mehr als 30 Fuss misst. Die Vierung des Kreuzes ist mit einer Kuppel überwölbt und diese wird mit jenen Halbkuppeln durch einen jeder derselben vorgelegten als Tonnengewölbe gebildeten Gurt verbunden. Die Construction zeigt daher ein sehr künstliches Wölbungssystem, indem die mittlere Kuppel mittelst jenes Gurtgewölbes von den Halbkuppeln der Conchen und diese wieder von den anstrebenden Kreuzgewölben des Umgangs gestützt werden.

Der Eindruck der berühmten Kirche wird zwar durch die spätere glänzende Ausstattung der Chorhaube bedeutend erhöht, wenn aber auch die Chornische ursprünglich nur die einfacheren, in ihren Details mitunter ziemlich unbeholfenen Formen der Kreuzconchen hatte, war die Anlage doch immer eine höchst grossartige und imponirende, welche unsere Vor-

¹⁾ F. v. Quast in den Jahrbüchern der rheinischen Alterthumsfreunde, X. 186 und XIII. 176 ff.

stellung von den architektonischen Fähigkeiten des elften Jahrhunderts bedeutend steigern muss. Sie zeigt namentlich, dass die Kunst des Wölbens noch keinesweges vergessen war und dient mit dazu, die Annahme, dass bald darauf auch der Gedanke vollständiger Ueberwölbung bei den Baumeistern jener oberrheinischen Dome aufgekommen sei, zu rechtfertigen. Eine ähnliche Anlage dreier Conchen hatte schon die von Constantin erbaute Basilika zu Bethlehem, indessen ist nicht anzunehmen, dass dies entfernte Gebäude auf die Kapitolskirche Einfluss gehabt hat, da die Technik des Mauerwerks und alle Details, die Pilaster und Consolen des Aeusseren, die Säulen des Inneren, die Würfelkapitälé, die Form der Basis dem rheinischen Style des elften Jahrhunderts entsprechen. Viel wahrscheinlicher ist, dass entweder das ältere Gebäude selbst oder andere römische oder karolingische Bauten als Vorbild dienten¹⁾. Das Münster zu Aachen, dessen Einfluss in der westlichen Vorhalle unverkennbar ist, gab ja selbst Anleitung zur Stützung der Kuppel durch anstossende niedrige Wölbungen.

Wir werden in der folgenden Epoche sehen, wie diese Choranlage auch weiterhin in Köln und seiner Umgegend Nachahmungen fand, unter denen die bekannten Kirchen Gross St. Martin und zu St. Aposteln die bedeutendsten sind. Dies wurde vielleicht durch ein kleines, aber in mehrfacher Beziehung sehr merkwürdiges Gebäude vermittelt, welches am Ende dieser Epoche entstand, und dessen Geschichte wir glücklicherweise sehr genau kennen. Es ist dies die Kirche von Schwarzrheindorf, auf dem rechten Rheinufer Bonn gegenüber. Nach ihrer Stiftungsurkunde, die sich noch jetzt auf steinerner Tafel eingegraben in ihr vorfindet, wurde sie von Arnold von Wied, so eben erwähltem Erzbischof von Köln, als sein Grabmonument gestiftet. Er benutzte die Anwesenheit Kaiser Konrads III., um in Gegenwart dieses seines Herrn und vieler anderen Fürsten und Edeln am 3. April 1151 die Grundsteinlegung feierlichst zu begehen. Das kleine Gebäude ist zunächst schon dadurch interessant, dass es zu den Doppelkapellen gehört, bei denen zwei übereinander angelegte kirchliche Räume,

¹⁾ Boissérée's Vermuthung, dass der alte, von 814 bis 861 gebaute Dom von Köln diese Anlage gehabt habe, findet in der alten Beschreibung dieses Gebäudes bei Genenius de admiranda magn. Col. p. 231, unserer einzigen Quelle, keine hinreichende Begründung. Vgl. übrigens v. Roisin, die sogen. römischen Bäder zu Trier (Mitth. des christl. archäologisch-historischen Vereins für die Diöcese Trier. 1856) und v. Quast in d. Zeitschrift für christl. Archäologie I. p. 92. Dieser nennt als deutsche Kirchen mit Kreuzconchen noch die kleine h. Grabkirche zu Mainz (im Hofe des preuss. Ingenieurkommando's), die Allerh. Kapelle im Kreuzg. des Doms zu Regensburg (D. Kunstbl. 1852. No. 21), die Kapelle St. Joh. in vado in Prag (s. unten) und besonders die Marienk. auf dem Harlungerberge. Abgesehen von dieser, die denn doch nicht recht hierher gehört, sind die genannten Beispiele von sehr kleinen Dimensionen.

durch eine Oeffnung verbunden sind. Gewöhnlich wendete man diese Form bei Schlosskapellen an, wo dann der untere Raum als Gruft oder zur Theilnahme der Dienerschaft an dem oben gehaltenen Gottesdienste benutzt wurde¹⁾. Hier hatte sie den Zweck, dass sich die Klosterfrauen, für welche die Stiftung bestimmt war, im oberen Raume um die Oeffnung herumreihen und so bei den vorgeschriebenen Gebeten und Gesängen für die Seele des Stifters den Blick auf den im unteren Raume stehenden Sarg desselben richten konnten. Mehr als diese Eigenthümlichkeit interessirt uns die bauliche Anlage. Sie bildete nämlich ursprünglich ein griechisches Kreuz, in der Mitte eine Kuppel, auf allen vier Seiten von Halbkuppeln eingeschlossen, die durch schmale davor gelegte Kreuzgewölbe jene mittlere Kuppel begleiten und unterstützen. Im Aeusseren erschien indessen nur die östliche Concha als solche, während die drei anderen durch starkes Mauerwerk bekleidet sich als rechtwinkelige Flügel des Gebäudes darstellten. Auf der Kuppel selbst erhob sich ein Thurm, wodurch das Ganze eine pyramidale Gestalt, in der That mehr die eines Grabmonuments als einer Kirche erhielt. Die weitere Ausführung war zwar einfach, aber zierlich, indem eine offene Gallerie von Zwergsäulen unter dem Dache des ganzen Gebäudes umherlief und es mit ihren tiefen Schatten, wie mit einem ernsten Bande, umfasste. Diese ursprüngliche Anlage wurde indessen, wahrscheinlich sehr bald, höchstens zwei Decennien nachher, in der Art geändert, dass der westlichen Seite noch ein mässiges Langhaus angefügt wurde; die Spuren der Anfügung sind so deutlich, dass darüber kein Zweifel übrig bleibt. Die nähere Prüfung der Construction und der Details ist vom höchsten Interesse²⁾, wir sehen darin, mit welcher Sorgfalt und Einsicht der Meister zu Werke ging, um die Kuppel durch die Anstimmung der umgebenden Theile zu sichern.

Diese Kuppel unterscheidet sich von den meisten anderen, die in dieser Zeit im Abendlande errichtet wurden, indem sie nicht in ununterbrochener Wölbung aus den Winkeln des Vierecks hervorwächst, sondern eine völlige Halbkugel bildet, die vermittelst eines Gesimses auf Gewölbzwickeln ruht. Sie gleicht daher den byzantinischen Kuppeln. Dies, dann die Anlage im griechischen Kreuze und die centrale Zusammensetzung verschiedener Wölbungen erinnern an byzantinische Bauten. Auch machen die Verhältnisse des Stifters es nicht unmöglich, dass er bei dem Plane neuere im griechischen Reiche gemachte Studien benutzt habe. Erzbischof Arnold hatte im Jahre 1147 drei Monate, im Jahre 1148 einen ganzen Winter

¹⁾ Vgl. oben S. 196.

²⁾ Vgl. die sehr gute Monographie von Andreas Simons, die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf, Bonn und Düsseldorf, 1846

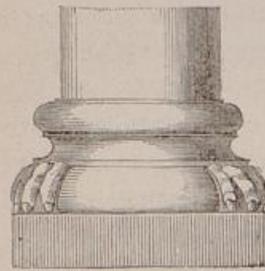
im Gefolge König Konrads in Konstantinopel zugebracht. Er dachte vielleicht schon damals an die wie erwähnt 1151 erfolgte Gründung seines Grabmonuments und es ist daher wenigstens möglich, dass er oder seine bauverständigen Begleiter für diesen Zweck sich durch Anschauung byzantinischer Bauten vorbereitet haben. Allein dennoch ist es sehr viel wahrscheinlicher, dass ihm die grosse Stiftskirche seiner eigenen Metropole vor Augen stand. Wenn indessen die allerdings altrömische oder byzantinische Form der Kuppel, für die ich in diesen Gegenden kein nahes Vorbild anzugeben weiss, auf byzantinischen Studien beruhen sollte, so war es dann jedenfalls bei diesen nur auf Wölbungsformen, nicht auf Details abgesehen, welche auch hier ganz dem früheren rheinischen Style und keinesweges dem byzantinischen entsprechen.

Abgesehen von der Gesamtanlage und Wölbung ist diese kleine Kirche noch dadurch merkwürdig, dass sie das früheste uns bekannte Beispiel für die Anlage jener Bogengänge kleiner Säulen unter dem Dache giebt, welche mit ihren offenen und beschatteten Hallen die Architektur so reich und belebend schmücken, und welche von jetzt an eine charakteristische Eigenthümlichkeit des rheinischen Styls bilden. Ausser den Rheinlanden kommen diese Zwerggalerien nur im nördlichen Italien, namentlich in der Lombardei und in Toscana häufig vor, und es ist wahrscheinlich, dass sie in diesen Gegenden, wo der Reichthum an antiken Säulenfragmenten zu solchen und ähnlichen Verwendungen veranlasste, erfunden und von da in die rheinische Architektur übergegangen sind. Hier finden wir also einen Einfluss jener südlichen Kunst auf die deutsche, der sich aus den geographischen, politischen und mercantilen Verhältnissen des Rheinlandes sehr wohl erklärt, der sich aber nicht auf Anderes erstreckte. Einige haben zwar im Gegensatze gegen den früher behaupteten byzantinischen Ursprung des rheinischen Styls eine überwiegende Einwirkung der lombardischen Schule auf die rheinische Baukunst angenommen und diesem Style selbst den Namen des Lombardischen gegeben¹⁾. In der That haben beide Schulen mannigfach verwandte Züge, welche wechselseitige Mittheilungen vermuthen lassen, bei denen aber, wie ich bei der Schilderung der italienischen Monumente näher zeigen werde, eher der Vorgang der rheinischen Gegenden, als der italienischen anzunehmen ist. Auch stimmen beide Schulen nur in Einzelheiten überein, während ihr Ent-

¹⁾ So besonders Wetter, der Dom zu Mainz, S. 76 ff. und Hope, Historical essay etc. Beide mit schwachen Gründen. Bemerkenswerth ist die von beiden nicht angeführte Stelle der Annalen von Klosterrath unfern Aachen (Annales Rodenses bei Pertz Mon. Script. XVI. p. 688), in welcher bei Gelegenheit der weiter unten erwähnten, in Kleeblattform angelegten Krypta gesagt ist: Construxerunt criptam — jacentes fundamentum scemate longobardino.

wickelungsgang im Ganzen entgegengesetzte Richtungen einschlägt. In Italien kehrte man wenigstens in der Ornamentation immer wieder zu den antiken Vorbildern zurück, in den Rheinlanden entfernte man sich im Laufe dieser Epoche mehr und mehr von ihnen, und näherte sich den Formen, die im übrigen Deutschland herrschten. Die Kapitäle, die wir in Echternach noch treu den korinthischen nachgebildet fanden, sind in der Kapitolskirche von Köln, in den oberrheinischen Domen und ferner durchweg würfelförmig. Gegen das Ende der Epoche werden sie reicher verziert; die kleine Kirche von Schwarzrheindorf giebt allein schon eine ganze Reihe mannigfaltiger

Fig. 113.



Schwarzrheindorf.

Motive. Unter denselben finden sich zwar einige, die wieder an das Kelchkapitäl erinnern, aber doch nur mit höchst schwachen Anklängen an die korinthische Form; mehrere haben wie in Sachsen dieselbe conventionelle Blume, deren Schwung die eckige Gestalt des Würfels andeutet, andere sind schon phantastischer, derber und zeigen nicht die Richtung auf das Bescheidene und Anmuthige der sächsischen Ornamentation, sondern eine Neigung für vollere und üppigere Schönheit, die sich in der folgenden Epoche mehr ausbildete. Das Eckblatt der Basis ist hier wie dort durchgängig angewendet, erhält aber hier schon öfter einen Anklang an natürliche Blätter oder Theile des Thierkörpers, oft in sehr phantastischer Weise. Der Bogenfries, der dort fast immer nur an den Hauptgesimsen und in einfacher Gestalt vorkam, wird jetzt öfter auch an minder bedeutenden Theilen, zuweilen sogar, wie an der Chornische von St. Gereon, an der inneren Leibung aller Blendbögen angebracht und zugleich mannigfach aus-

geschmückt. Und so sehen wir denn in diesen Gegenden anfangs ein ruhiges Beharren bei der antiken Form, dann aber seit dem Entstehen der Gewölbebauten ein regeres Leben, einen rascheren Aufschwung, der sich in viel mannigfaltigeren, individuelleren Gestaltungen zeigt, als dort, und durch die Ausbildung des Gewölbesystems eine bedeutende Rückwirkung auf die übrigen deutschen Gegenden ausüben musste.

Sachsen und die Rheinlande, namentlich das mittlere und niedere Rheinthale, waren in dieser Epoche die hervorragenden, tonangebenden Provinzen Deutschlands. Aus ihnen stammten die Königsgeschlechter, in ihnen

hatten sie ihre liebsten Wohnsitze, ihren längsten Aufenthalt, hier gründeten sie die reichsten Stiftungen, und der Einfluss ihres Hofes und ihrer Umgebungen drang hier am meisten in die Bevölkerung ein, welche überdies hier durch ältere Civilisation und die Berührung mit anderen Ländern, dort durch günstige Ereignisse gerade in der für die anderen Länder ungünstigsten Zeit, gehoben und empfänglicher gemacht wurde. Nur hier nahm daher auch die Baukunst eine entschiedene Richtung. Die anderen Gegenden Deutschlands empfangen von ihnen und blieben schwankend. Von ihnen stehen zwei, Westphalen und der Elsass, den bisher betrachteten rheinischen Gegenden näher, indem sie in ihren erhaltenen Monumenten überwiegend den Gewölbekbau zeigen, während in den anderen der Basilikenstyl herrschend blieb, ohne jedoch sich zu der Eurhythmie und Anmuth des sächsischen Styls zu erheben. Wir wollen jene beiden zuerst, dann die anderen betrachten.

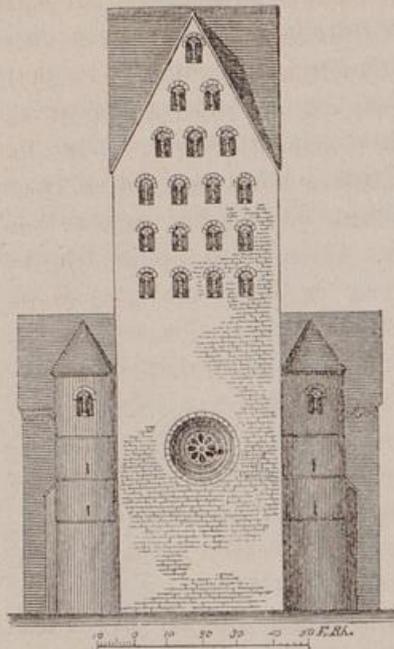
Westphalen ist niemals das Land rascher Fortschritte gewesen. In keiner Gegend hat sich der Urcharakter unseres Volks so entschieden ausgeprägt wie hier. Noch heute sitzen die Meier des Münsterlandes so isolirt auf ihren von Gräben und Hecken umschlossenen Gehöften, wie ihre Vorfahren vor der Einführung des Christenthums. Diese bis zur Vereinsamung gesteigerte Neigung zur Selbstständigkeit, dieser schlichte und einfache Sinn, der am Alten hängt und Neuerungen misstrauisch abwehrt, diese Innerlichkeit des Gemüths, welche die Aeusserung scheut, endlich die, durch alle diese Eigenschaften bedingte Abgeschlossenheit der Provinz gaben ihr eine selbstständige, aber langsame Entwicklung.

Jene antikisirenden Ueberreste im Kloster Corvey, die ich oben beschrieben habe, verdankten französischen Mönchen ihren Ursprung, welche, wie die Klostersgeschichte ergiebt, noch lange mit ihrem Mutterlande in engem Zusammenhange standen. Die Kultur, welche sie verbreiteten, fand bei den Eingeborenen nur sehr langsam Eingang, noch im zehnten Jahrhundert liess man selbst gewöhnliche Maurer aus Frankreich herbeikommen¹⁾. Auch im elften Jahrhundert besetzte noch Bischof Meinwerk das Kloster Abdinghof mit französischen Mönchen. Freilich entstand um diese Zeit auch hier, wie in ganz Deutschland eine grosse Bauthätigkeit²⁾. Schon der obengenannte Bischof von Paderborn gründete und leitete eine Reihe kirchlicher und klösterlicher Bauten, von denen mehrere, wie wir durch seinen Lebensbeschreiber erfahren, eine lange Reihe von Jahren

¹⁾ So die Stifterin des Klosters Schildesche (bei Bielefeld) im Jahre 939. *Mox etiam accedere jussi quos e Gallia accersiverat fabri murarii et cementarii.* Erhard Reg. hist. Westf. I. S. 125, bei Lübke a. a. O. S. 15.

²⁾ S. über Westphalen Lübke, die mittelalterliche Kunst in W. Leipzig 1853, mit Zeichnungen. Das beste Werk über eine bestimmte Provinz, das wir besitzen.

Fig. 114.



Paderborn, Dom.

währten und also keinesweges leichte nur dem augenblicklichen Bedürfnisse dienende Constructionen waren. Auch an anderen Stellen des Landes entstanden das ganze Jahrhundert hindurch bedeutende Klöster und Kirchen, aber nur wenige derselben sind uns erhalten und auch diese meistens mit so bedeutenden Veränderungen, dass wir über ihre ältere Gestalt nur Vermuthungen aufstellen können. Es scheint nicht, dass sie sehr eigenthümliche Züge trugen, sie waren vielmehr Basiliken gewöhnlicher Art, mit niedrigen Seitenschiffen und gerader Decke, runder Chornische und zwei Conchen auf den Kreuzarmen. Die westliche Nische der rheinischen Bauten scheint hier niemals vorgekommen zu sein, grössere Vorbauten mit zwei Thürmen, wie sie in Sachsen üblich waren, und wie das Kloster Corvey sie hatte, nur selten; man begnügte sich vielmehr mit einem breiten, vier-eckigen Thurm auf der Mitte der Façade, dessen gewaltige, einem Befestigungsbau ähnliche Masse unten ganz unverziert und ohne Zugang, oben aber mit mehreren Reihen zweitheiliger Schallöffnungen versehen und zuweilen auf beiden Seiten von runden Treppenthürmchen oder Nischen flankirt war. So findet es sich am Dome zu Paderborn (1058 — 1068) und an den späteren Klosterkirchen zu Neuenheerse und Freckenhorst. Der Thurm des Doms zu Minden, der aus dem Bau von 1062 — 1072 stammt, entbehrt dieser Anbauten und ist etwas mehr detaillirt und gestaltet. Die Form dieser Kirchen war durchweg die einfachste; sie ruheten auf schmucklosen, unverzierten Pfeilern, nur einmal findet sich eine Säulenbasilika, in der Klosterkirche von Neuenheerse, in der Paderborner Diöcese und mithin den sächsischen Gegenden nahe, kein einziges Mal der rhythmische Wechsel von Pfeilern und Säulen. Dieselbe schlichte Form erhielt sich noch bis in's zwölfte Jahrhundert hinein an den Klosterkirchen zu Freckenhorst (1116 — 1129) und zu Cappenberg (nach 1122). Ja man begnügte sich so sehr mit dem Nothdürftigen, dass bei mehreren dieser Kirchen, namentlich bei der des reichen Klosters Abdinghof, sogar die Apsis, diese so allgemein verbreitete Zier der heiligsten Stelle, fortblieb und der Chor mit einfacher, gerader Mauer schloss. Auch die Ausstattung war höchst dürftig, selbst der Thurm des Domes, die erwähnte Kloster-

kirche Abdinghof zu Paderborn und das Patroklusmünster zu Soest haben kahle Mauern ohne Bogenfries und Lisene. Von einer weiteren Ausbildung des Basilikentypus durch rhythmische Verhältnisse und feinere Details war daher nicht die Rede. Dagegen scheint es, dass die Wölbung hier frühe aufgekommen. Für diese Annahme spricht schon der Umstand, dass nur zwei Kirchen, die der Klöster Kemnade und Fischbeck, die flache Decke behalten haben¹⁾. Alle anderen sind später überwölbt und zum Theil mit so schwerer und unbehüllicher Verstärkung der Pfeiler, dass es nur in einer sehr frühen, mit den Erfordernissen der Wölbung noch nicht genau bekannten Zeit geschehen sein kann. Dahin gehört wieder die kolossale Klosterkirche Abdinghof, die jetzt als Magazin und Zeughaus benutzt und durch eine Balkenlage getheilt, deren Construction aber noch sehr wohl erkennbar ist. Der ursprüngliche, von Meinwerk herrührende Bau wurde im Jahr 1058 durch eine Feuersbrunst zerstört, worauf im Jahre 1078 eine neue Weihe erfolgte. Im Jahre 1151 litt das Kloster wiederum durch Brand, und es muss dahingestellt bleiben, ob jene Ueberwölbung nach dem ersten oder nach dem letzten Brande erfolgt ist, bei welchem nur das Kloster, nicht die Kirche erwähnt wird²⁾. Die Seitenschiffe waren ursprünglich gewölbt, das Mittelschiff ist aber erst später mit sehr weiten Gewölben ungewöhnlicherweise immer über drei Arcaden überspannt, deren gewaltige ungegliederte Stützen die volle Stärke der Schiffs Pfeiler und dabei eine grössere Breite haben. Ebenso ist die Stiftskirche St. Patroklus zu Soest augenscheinlich noch während der unbedingten Herrschaft des romanischen Styls überwölbt worden, wie die ausserhalb der Flucht der Chorpfeiler liegenden, von zwei kräftigen Halbsäulen flankirten Vorlagen beweisen³⁾. Auch noch bei anderen Kirchen erkennt man solche nachträglichen aber frühzeitig am Ende dieser oder am Anfange der nächsten Epoche hinzugefügten Ueberwölbungen, namentlich in der Pfarrkirche St. Kilian zu Höxter, in der Gaukirche zu Paderborn und in der Kirche zu Erwitte⁴⁾.

Ausserdem aber findet sich eine grosse Zahl ursprünglich gewölbter

¹⁾ Lübke a. a. O. S. 69. Fischbeck, obgleich auf dem rechten Weserufer, gehörte zum Bisthum Minden. Bemerkenswerth ist indessen, dass beide Kirchen an der Grenze des sächsischen Styls, wo flache Decken gewöhnlich waren, liegen.

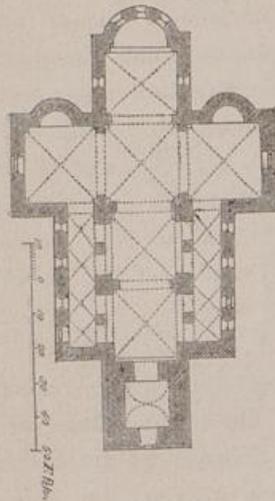
²⁾ Schaten Annales Paderbornenses I. 482 u. 788. Lübke a. a. O. 62 schreibt die Gewölbe sogar der Zeit nach einem Brande von 1165 zu, was mir bei ihrer ungeschlachten Anlage unwahrscheinlich ist.

³⁾ Lübke S. 74 und Taf. IV.

⁴⁾ Lübke a. a. O. S. 90 und 86 hält die beiden letztgenannten Kirchen für ursprünglich überwölbt, die Form der Gewölbvorlagen und der Verbindung mit den Pfeilern liess mich auf das Gegentheil schliessen.

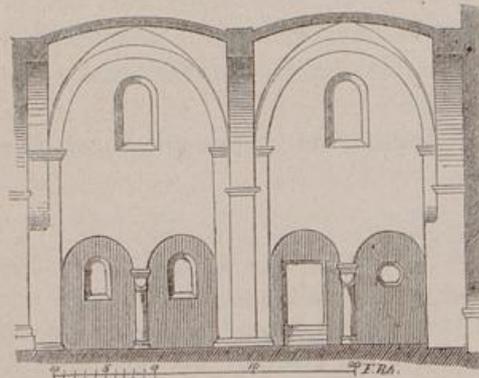
Kirchen, welche rein romanisch und ohne Spuren des Uebergangsstyls sind, so dass man eine sehr frühe Verbreitung der Wölbung annehmen muss. Dahin gehören zunächst mehrere Pfeilerbasiliken, in denen die rundbogigen, rippenlosen, quadraten Gewölbe auf einfachen pilasterartigen Vorsprüngen ruhen, und alle Formen sehr primitiv sind, namentlich die Kirchen zu Kappel an der Lippe, zu Brenken bei Paderborn, zu Berghausen im Sauerlande, zu Hüsten bei Arnsberg. Dahin ferner eine Reihe meist kleinerer Kirchen, welche sämmtlich die Anordnung haben, dass Pfeiler als Gewölbträger mit Säulen als Stützen der Arcaden wechseln. Dies ist um so auffällender, weil dieser rhythmische Wechsel gerade hier in den einfachen Basiliken nicht vorgekommen war; es deutet daher auf eine neue Erfindung, welche sich wohl aus den vorhergegangenen Ueberwölbungen älterer Kirchen entwickeln konnte, und dahin zielte, die Bedeutung der quadraten Gewölbe des Mittelschiffs und ihr Verhältniss zu den Seitenschiffen recht anschaulich zu betonen. Sie machen in der That einen sehr harmonischen Eindruck. Dies erkennt man besonders in der unverändert gebliebenen Stiftskirche St. Kilian zu Lügde bei Pyrmont, welche sehr alterthümliche, dieser ersten Epoche wohl entsprechende Formen zeigt, Fenster von winziger Kleinheit und schwere Würfelkapitäl mit

Fig. 115.



Lügde.

Fig. 116.



Lügde.

rohen, flach eingemeisselten Ornamenten. Etwas jünger scheinen die feiner durchbildeten Kirchen des benachbarten Dorfes Steinheim und zu Rhynern bei Hamm, sowie die Petrikerche zu Soest, indessen können sie doch nicht viel später entstanden sein, so dass wir jedenfalls schon am Ende dieser Epoche ein wohlverstandenes aber von den rheinischen Kirchen abweichendes Wölbungssystem hier angewendet sehen¹⁾. Offenbar war es der Nützlichkeits-

¹⁾ Lübke a. a. O. S. 101 ff. und Taf. V.

sinn dieser Provinz, der bloss aesthetische Verbesserungen nicht achtete, aber für eine so solide Neuerung wohl empfänglich war. Ob nun die Sitte der durchgängigen Ueberwölbung aus den Rheingegenden hieher gelangt, oder ob sie hier selbstständig gefunden ist, lässt sich freilich nicht ermitteln. Indessen deutet keine nähere Aehnlichkeit der Form auf jene Einführung, vielmehr spricht die eigenthümliche, der Rheingegend unbekanntete Verbindung der Säule mit dem Gewölbebau dafür, dass dieser hier in Folge eigener Versuche, die freilich nicht an so mächtigen Dömen wie dort, sondern an Gebäuden von geringen Dimensionen vorgenommen wurden, ausgebildet sei.

Einen ganz anderen Eindruck, als die Bauten des nördlichen Rheinthales, geben die des Elsass¹⁾; während jene mit dem übrigen Deutschland einen Zug des Schlichten und Bescheidenen theilen, herrscht hier eine wilde und phantastische Ornamentation; während dort ein Aufstreben zum Schlanken sich schon früh zeigt, sind die Formen hier auffallend schwer und finster. Neben den Grundzügen der deutschen Bauschule, deren Einfluss sich selbst über die Vogesen hinaus erstreckt, und erst in der Gegend von Langres durch die burgundische Schule begrenzt wird, finden sich hier auch fremdartige Formgedanken, welche es wahrscheinlich machen, dass mannigfaltige Einflüsse aus den benachbarten romanischen Provinzen und vielleicht selbst von Italien her, zwar anregend, aber auch verwirrend gewirkt und die Phantasie zu abenteuerlichen Bildungen gereizt haben. Schon im elften Jahrhundert waren ungewöhnliche Plananlagen hier häufiger, als in anderen Gegenden; der merkwürdigen Kirche zu Ottmarsheim habe ich schon als einer Nachahmung des Aachener Münsters gedacht²⁾; die Kirche zu Honcourt ist ebenfalls ein Kuppelbau, der von zehn Säulen getragen wird. Die längliche Basilika ist dennoch vorwaltend, allein auffallender Weise findet sie sich sehr selten mit gerader Decke. Die einzigen mir bekannten Beispiele sind die Kirchen zu Surburg³⁾ und

¹⁾ Schweighäuser et Golbéry, *Antiquités de l'Alsace*, geben einige freilich nur maulerisch gehaltene Ansichten und Nachrichten, jedoch keine gründlichen kritischen Untersuchungen. Etwas mehr gewährt das *Bulletin de la société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace*, 1857 p. 8. Ueber die interessantesten Monumente berichtet W. Lübke in der (Wiener) *Allgemeinen Bauzeitung* 1866: Eine Reise im Elsass, mit Zeichnungen von Lübke und Lasius.

²⁾ S. meinen Bericht über dieselbe im *Kunstbl.* 1843, Nro. 21, und Burckhardt's schon oben citirten Aufsatz in den *Mittheilungen der Gesellschaft für vaterl. Alterth.* in Basel, Heft 2.

³⁾ Wiebeking Taf. 86.

zu Luttenbach, beide mit wechselnden Pfeilern und Säulen, die von St. Georg zu Hagenau, eine Säulenbasilika, die erst im fünfzehnten Jahrhundert überwölbt ist, und die zu Alspach, deren Ruinen Pfeiler mit eingekerbten Ecksäulchen, wie in Sachsen, zeigen. Eine kleine Säulenbasilika mit drei Apsiden und offenem Dachstuhl ist die merkwürdige Doppelkirche an der Ostseite der Stiftskirche zu Neuweiler in ihrem oberen Theile, während die Unterkirche Kreuzgewölbe auf stämmigen Säulen mit primitiven Würfelkapitälern hat¹⁾. Ueberwiegend ist die Zahl sehr alterthümlicher Gewölbgebäuden, allein sie haben so wechselnde Formen, sind bald auf Pfeilern allein, bald auf Pfeilern und Säulen ruhend, bald mit, bald ohne Gallerien, dass wir eine selbstständige Entwicklung des Gewölbesystems hier nicht annehmen dürfen.

Unter diesen Gewölbgebäuden ist zuerst die Abteikirche zu Murbach, unfern Gebweiler, zu nennen, von der leider nur der östliche Theil erhalten ist; eine sehr eigenthümliche Anlage mit geradem Chorschluss und einem mächtigen mit zwei Thürmen aufsteigenden Oberbau des Kreuzschiffes, übrigens aber in der klaren Entwicklung romanischer Formen einigermaßen an Kloster Laach erinnernd.

Daran schliessen sich einige andere, durchweg mit quadraten Gewölben gedeckte Kirchen aber von ganz anderer, phantastisch derber und schwerer Formbehandlung. Darunter zunächst die im Wesentlichen unverändert erhaltene Kirche von St. Fides zu Schlettstadt. Sie hat Kreuzform, eine halbrunde Apsis und ein Langhaus von drei quadraten Gewölben. Die Pfeiler sind ursprünglich auf diese Construction angelegt, indem sie auf jeder Seite eine Halbsäule als Träger der rundbogigen, aber schon mit starken Gurten versehenen Gewölbe und der durch gedrückte Spitzbögen gebildeten Arcaden haben. Sie zeigen durchweg sehr schwere Formen, theils Würfelknäufe, theils Kelchkapitälern mit flachen und rohen Ornamenten, die Basis mehrmals aus einem blossen Wulste bestehend, jedoch mit Eckknollen, von denen einige die Gestalt eines Vogelkopfes haben. Ueber den Seitenschiffen befindet sich eine Gallerie, deren ursprünglicher Zustand aber durch eine spätere Veränderung entstellt ist. Das Aeussere des Schiffes zeigt kleine Strebepfeiler und Kragsteine mit Figuren, die Chornische und die Façade sind reicher mit Halbsäulen geschmückt, die so angeordnet sind, dass sie zum Theil auf dem Scheitel der Bögen von Fenstern und Portalen ruhen. Nach einer urkundlichen Nachricht soll die Kirche schon im Jahre 1094 vollendet gewesen sein, und selbst neuere Besucher²⁾ sind daher

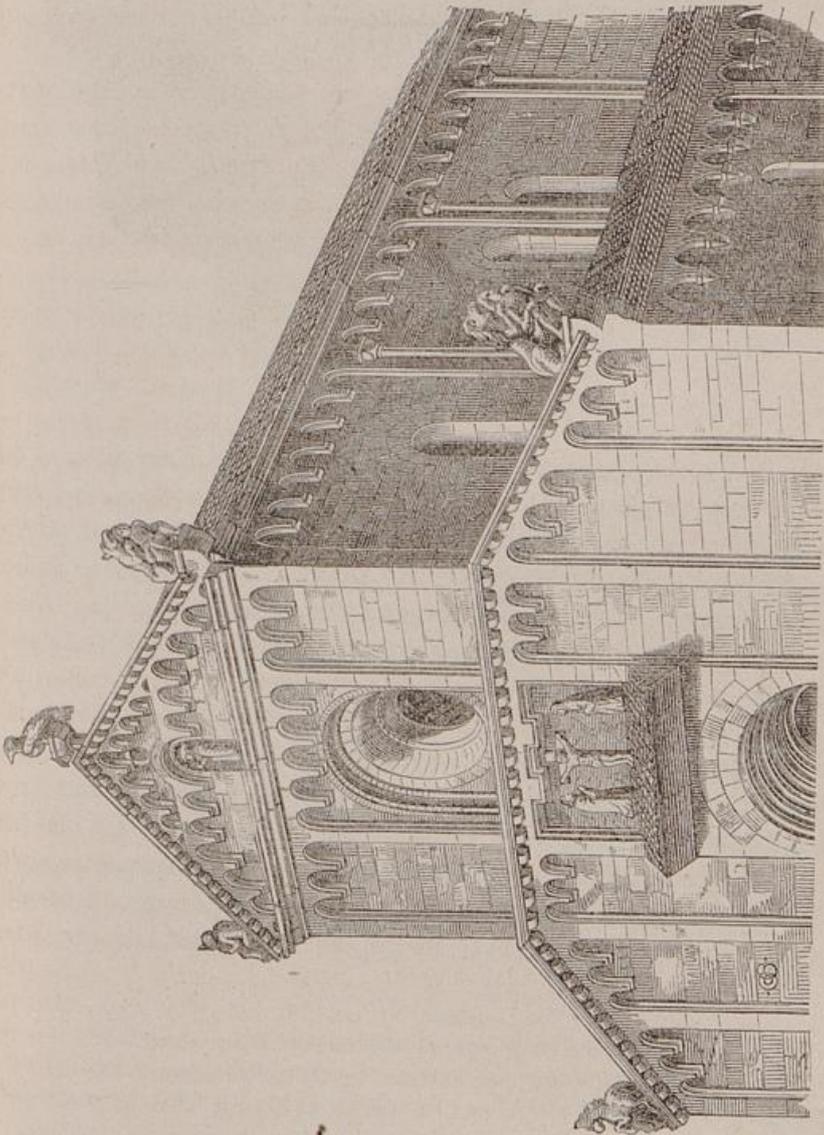
¹⁾ Viollet-le-Duc, Dict. II, 451 ff. giebt Grundriss und Durchschnitt. Wenn er den Bau in's 10. Jahrh. setzt, so erscheint dies angesichts der offenbar in die zweite Hälfte des 11. Jahrh. gehörenden Detailformen willkürlich. Vgl. auch Lübke a. a. O. T. 44.

²⁾ Caumont, Bull. mon. XVII. p. 251.

geneigt gewesen, auch die Wölbung dieser frühen Zeit zuzuschreiben, allein die Anwendung des Spitzbogens, der selbst in der sogleich zu erwähnenden Kirche von Rosheim noch nicht vorkommt, gestattet, ungeachtet der alterthümlich erscheinenden Rohheit der Formen, die Annahme einer so frühen Entstehung nicht.

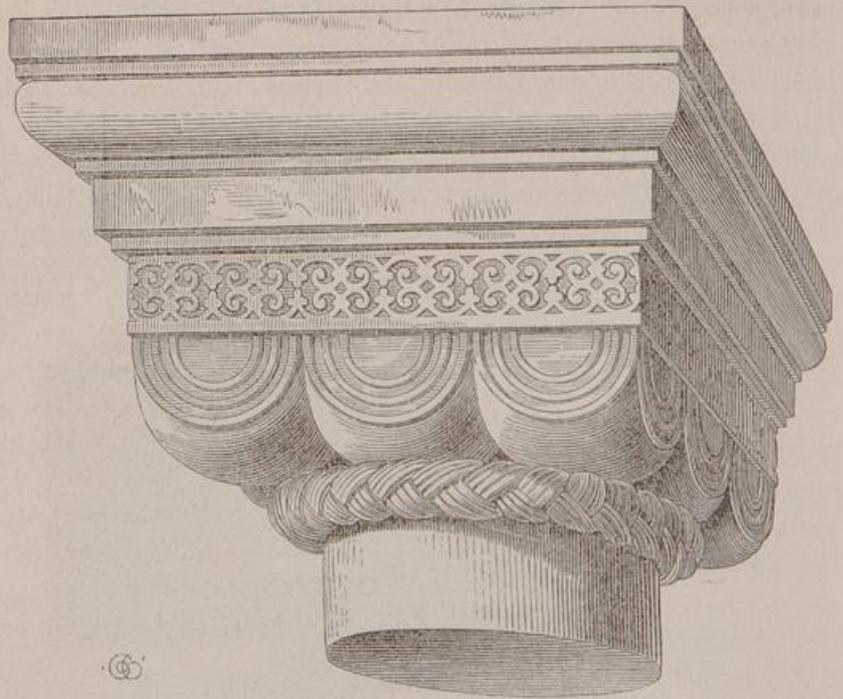
Interessanter, aber auch räthselhafter, ist die Kirche zu Rosheim. Sie ist im Jahre 1049 durch Papst Leo IX. geweiht, und diese Nachricht, verbunden mit den ungewöhnlichen Formen, hat die Meinung erzeugt, dass

Fig. 117.



Kirche zu Rosheim.

Fig. 118.



Rosheim.

hier Italiener wirksam gewesen seien. Ohne Zweifel stammt indessen das Gebäude im Wesentlichen erst aus dem zwölften Jahrhundert, und seine Formen rechtfertigen die Annahme eines italienischen Einflusses keinesweges ¹⁾. Nur die Façade (Fig. 117) hat etwas Antikisirendes und eine an gewisse italienische Bauten erinnernde einfache und klare Anordnung. Der Thurm befindet sich nämlich auf der Vierung des Kreuzes, und die Vorderseite stellt nur den Durchschnitt des Innern dar und zwar in der Art, dass der untere, der Höhe der Seitenschiffe entsprechende Theil durch Lisenen und Rundbogenfriese sehr einfach und harmonisch verziert ist, und das Dachgesimse nebst seinem Bogenfriese auch über den mittleren, das Portal enthaltenden Raum als horizontale Bedeckung fortläuft, und ihn mit den Seitenschiffen zu einem Ganzen verbindet. Hierdurch erhält der obere, durch einen flachen Giebel bekrönte Theil der Façade ungefähr die Verhältnisse eines antiken Tempels, an den er um so mehr erinnert, als der Giebel

¹⁾ Caumont's Versicherung (Bull. monum. XII. p. 158), dass diese Kirche dem Dome zu Ancona auffallend gleiche, ist nur in so allgemeiner Weise begründet, dass sie ihren Werth verliert. Abbildungen von Rosheim bei Gailhabaud, von Ancona bei Agincourt Taf. 25. Nro. 35—39. 67. Nro. 10. 68. Nro. 21. 69. Nro. 28 und in Gally Knight's Italy.

auf der Spitze einen Adler, an den Eckwinkeln ruhende Löwen mit menschlichen Gestalten zwischen ihren Klauen trägt. Das Innere ist dagegen völlig frei von italienischen oder antiken Reminiscenzen. Es hat die Kreuzform, mit einer runden Apsis und zwei kleineren Conchen auf den Kreuzarmen, von denen jedoch die eine später verbaut ist. Das Langhaus besteht aus nur zwei grossen Gewölben, die mehr als ein Quadrat bilden, da ihre Tiefe grösser ist, als die Breite des Mittelschiffes. Sie ruhen auf schweren, weit vortretenden Pfeilern, während die dazwischen liegenden schwach zugespitzten Arcaden von gedrückten, nur drei Durchmesser haltenden Säulen mit ungeheuren, flachen Kapitälern getragen werden. Alle vier Kapitäle sind reich und verschieden verziert; bei dem einen wird die schwere viereckige Plinthe durch acht kleinere Würfelknäufe (drei auf jeder Seite, also vier auf den Ecken und vier dazwischen gestellte), bei einem anderen durch vier eben solche, die auf der Mitte jeder Seite durch ein triglyphenartiges Ornament verbunden sind, bei einem dritten durch eine, mit kräftigen, romanischen Blättern verzierte Kehle, bei dem vierten endlich durch ein aus Würfelknäufen zusammengesetztes Kapital getragen, das auf vierundzwanzig Larven oder Menschenköpfen ruhet, die wie eine Perlschnur herumgereiht sind ¹⁾. Auch die Consolen der Gewölbansätze sind zum Theil durch hockende Gestalten, Frösche oder andere Thiergestalten gestützt. Die Basis ist attisch, wiederum in sehr schwerer Form und mit ungeheuren Eckblättern. Die Gesimse der Pfeiler sind theils schachbrettartig, theils mit Blattwerk, theils strickartig verziert und zwar mit so grosser Freude am Wechsel, dass sogar an demselben Pfeiler die verschiedenen Seiten anders ornamentirt sind. Nimmt man hinzu, dass die Schiffe sehr niedrig und durch kleine rundbogige Fenster schwach beleuchtet sind, so kann man sich den schwerfälligen, trüben Ausdruck des Ganzen vergegenwärtigen. Das Aeussere ist dagegen sehr reich; am Oberschiffe stehen Halbsäulen statt der Lisenen, mit wechselnden Kapitälern; an verschiedenen Stellen der Mauer sind ohne architektonische Umgrenzung Bildwerke angebracht, an der Chornische die streng gezeichneten Figuren der Evangelisten, am Langhause einzelne Thiergestalten. Die Portale endlich haben an den Seitenschiffen verzierte Säulenstämme und schwere Archivolten, während das Hauptportal von einem rings umher laufenden Bande von abwechselnden Kannelluren und Schuppen umschlossen und ohne Säulen und Kapitäle ist. Die Sculptur ist, ungeachtet der Ungeheuerlichkeit der Formen, mit grosser Präcision des Meissels ausgeführt, und das Ganze

¹⁾ Abbildungen zweier Kapitäle bei Chapuy *moyen age monumental* Nro. 266 und bei Caumont, *Bull. mon.* XVII. p. 247. Ganz ähnliche Kapitäle, wie das hierneben abgebildete, finden sich auch in der Vorhalle von Mauresmünster.

Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. IV.

macht einen sehr fremdartigen und wunderbaren Eindruck, der aber mehr an den normanischen Styl der Engländer, als an Italienisches erinnert. Namentlich gleichen die beschriebenen Kapitäle den dort gebrauchten in auffallender Weise, und auch im Uebrigen herrscht dieselbe Schwere der Form, diesselbe Neigung zum Bizarren und Ueberraschenden.

Andere Beispiele reicher und phantastischer Sculptur, jedoch in geringerer Ausführung, geben die benachbarte Kirche von Dorlisheim, die grossartige Vorhalle des Klosters von Mauresmünster¹⁾ und endlich die der Klosterkirche zu Andlau,²⁾ wo in einem Frieze die wunderlichsten Thiergestalten, Elephanten mit Thürmen, Fische, auf denen Männer reiten, Jagden, Kämpfe zu Ross and zu Fuss, und zwar dies Alles neben der Darstellung des Abendmahls, zusammengereiht sind. In dem oberen Stockwerk der vorhergenannten Doppelkirche zu Neuweiler und in der gewölbten, aber in architektonischer Beziehung sehr roh ausgeführten Pfeilerbasilika der benachbarten Abteikirche St. Johannes (St. Jean des choux) sind die Ornamente zwar einfacher, aber von eigenthümlich wilder phantastischer Art, indem sie dort in verschlungenen Riemen und Drachen, die an irische Miniaturen erinnern, hier in linearem Flechtwerk oder in derben Voluten bestehn, die den primitivsten Zuständen anzugehören scheinen³⁾.

Einfacher ist das Langhaus der Kirche zu Altorf, wo die quadraten Gewölbe auf sehr massigen, kreuzförmigen und in den Ecken mit flachen Halbsäulen versehenen Pfeilern ruhen, und, ungeachtet der schweren Form der Würfelkapitäle und sonstigen Details, der an den Scheidbögen und in den Gewölben angewendete Spitzbogen schon den Beginn des Uebergangsstyles verräth, der dann in den meisten übrigen erhaltenen Monumenten entschieden vorherrscht.

Im Vergleich mit den bisher betrachteten Provinzen sind die übrigen deutschen Lande an Monumenten aus dieser ersten Epoche sehr arm. Namentlich gilt dies von dem gesammten südöstlichen Deutschland. Dieser Mangel erklärt sich aus den historischen Verhältnissen. Die Spuren römischer Civilisation waren durch die Völkerwanderung, die hier ihre grosse Heerstrasse hatte, gründlich zerstört; die karolingischen Zeiten hatten in diesen von dem Sitze des Herrscherhauses entfernten Gegenden

¹⁾ Abbildungen bei Gailhabaud Vol. II.

²⁾ Nur die Krypta und der Thurm sind aus dem romanischen Bau erhalten, während Langhaus, Kreuzschiff und Chor im 18. Jahrh., jedoch in einfacher Nachahmung der romanischen Anordnung umgebaut sind. Vgl. Lübke a. a. O. T. 42.

³⁾ Vgl. Lübke a. a. O. T. 44.

wenig eingewirkt, die Raubzüge der Ungarn endlich grosse Strecken verwüstet. Das Land war daher, als Sachsen und die Rheingegend sich schon mächtig hoben, noch fast im Urzustande, eine Wüste, in der einzelne Klöster und Bischofssitze wie Inseln lagen. Daher finden sich hier auch weder erhebliche Bauten römischen Ursprungs, noch Spuren erhaltener römischer Technik. Noch im Jahre 1065 fand der heilige Altmann, als er auf den bischöflichen Stuhl von Passau berufen wurde, fast sämtliche Kirchen seiner neuen Diöcese in Holz gebaut und sorgte für die Errichtung steinerter Gebäude¹⁾. Man hat einigen kleinen Bauten ein höheres Alter zuschreiben wollen, allein die runden Kapellen zu Altenfurt bei Nürnberg²⁾ und zu Steingaden in Bayern, und endlich das irrig sogenannte Baptisterium in Regensburg³⁾ stammen, wie ihre Formen darthun, theils aus dem elften, theils aus dem zwölften Jahrhundert. Interessanter ist der sogenannte alte Dom zu Regensburg, ein längliches Gebäude, mit Kreuzgewölben gedeckt und rings umher in den Wänden mit gewölbten Nischen versehen, welches neben diesem durchgeführten Systeme der Mauerverstärkung reinere Formen zeigt, die noch einen Anklang an die Technik besserer Zeiten geben. Allein dennoch fehlt es an Gründen, diese kleine Kirche (welche übrigens niemals die Bedeutung einer bischöflichen hatte, sondern dem heiligen Stephan geweiht war) höher hinauf, als bis ins elfte Jahrhundert zu rücken⁴⁾. Jedenfalls erhielt sich der Gewölbebau nicht länger, und wir finden nur einfache Basiliken mit gerader Decke, und zwar nur mit Pfeilern oder mit Säulen, niemals mit der Verbindung beider. Ausserdem besitzt Regensburg zwei ansehnliche Pfeilerbasiliken von schlichter Ausbildung, im Wesentlichen dem elften Jahrhundert angehörend: die Kirche des Damenstifts Obermünster, 1010 geweiht, mit fünf Pfeilerpaaren, Doppelchören und westlichem Querschiff, und die noch bedeutendere Kirche St. Emmeram, 1050 vollendet, aber im 12. Jahrhundert nach einem Brande restaurirt, grösstentheils später im Innern verzopft. Die Anlage des gegen vierzig Fuss breiten Schiffes mit zwei achtzehn Fuss breiten Seitenschiffen, die doppelten Chöre und Krypten, das westliche Querschiff und die drei Apsiden der östlichen Seite,

¹⁾ So erzählt sein Biograph, Vita Altmanni ed. Wattenbach, in Pertz Monum. SS. XII. p. 226. Fiorillo G. d. z. K. in D. I. 96.

²⁾ Kallenbach Chronologie Taf. 3.

³⁾ F. v. Quast im Deutschen Kunstblatte 1852, S. 164 ff. weist nach, dass das kleine Gebäude kein Baptisterium, sondern eine Kapelle mit dem Titel Allerheiligen gewesen, und wahrscheinlich von dem im Jahre 1164 darin begrabenen Bischof Hartwig II. gegründet sei, wie dies auch schon von Schuegraf (vgl. v. Chlingensperg Bayern II. S. 75) angenommen war.

⁴⁾ Vgl. Kallenbach a. a. O. Popp und Bülow: Regensburgische Baudenkmale, und besonders F. v. Quast a. a. O.

welche in einer Linie die Schiffe schliessen, ergeben eine ebenso eigenthümliche als stattliche Gesamtwirkung. Die westlichen Querhäuser sind in Regensburg während der ganzen romanischen Epoche herrschend geblieben, wie die später zu betrachtende Schottenkirche beweist.

In Schwaben ¹⁾ kommen von Anfang an Basiliken beider Art vor. Besonders die Säulenbasilika tritt hier frühzeitig häufiger auf als im übrigen Deutschland. Eins der ältesten Denkmäler ist die kleine Kirche zu Oberzell auf der Insel Reichenau im Bodensee, ²⁾ eine Basilika mit primitiven stämmigen Säulen, deren Kapitäle eine Vorstufe der Würfelform zu bilden scheinen. Unter dem geradlinig geschlossenen Chor eine Krypta mit ähnlichen Säulen, welche Innengewölbe mit Stiehkappen tragen; über dem westlichen Theil des Chores der Glockenthurm. Die Westseite des Langhauses schliesst mit einer Apsis, um welche eine Vorhalle angebaut ist, deren Formen auf die Frühzeit des 11. Jahrhunderts deuten, während der übrige Bau wohl noch in das 10. hinaufreicht. In ähnlichen Verhältnissen ist die Kirche zu Unterzell aufgeführt, gleich jener ohne Kreuzschiff, aber mit drei Apsiden schliessend, welche nach aussen geradlinig vortreten. Zwei viereckige Glockenthürme erheben sich am östlichen Ende der Seitenschiffe. Die Formen scheinen hier auf die Frühzeit des zwölften Jahrhunderts zu deuten. Ein Portal in entwickelten romanischen Formen liegt an der Westseite des Hauptschiffes in einer Vorhalle. Zu grossartigen Verhältnissen entwickelt sich dann der Säulenbau im Dom zu Constanz (1052—1068 errichtet) dessen ansehnliches, 36 Fuss breites Mittelschiff auf sechzehn schlanken, kräftigen, mit Entasis und Verjüngung versehenen Säulen ruht. Ihre Kapitäle haben eine Art Würfelform, aber in achtseitiger Gestalt; der Chor ist auch hier geradlinig geschlossen, und auch die Kreuzarme haben keine Apsiden. Noch strengeres Gepräge zeigt das kaum minder bedeutende Allerheiligenmünster zu Schaffhausen, 1052 begonnen, 1064 geweiht, aber erst 1101 ganz vollendet. Auch hier geradliniger Chor, aber mit Seitenschiffen, in den Kreuzarmen kleine Apsiden, die nach aussen nicht vortreten. Das 30 Fuss breite Mittelschiff hat jederseits einen schlichten Pfeiler und sechs kurze, kräftige Säulen mit Würfelkapitälern, die

¹⁾ Vgl. Dr. Merz im Kunstbl. 1843. No. 47—51., und in zwei Programmen der polytechnischen Schule zu Stuttgart die Berichte und Abbildungen von J. M. Mauch 1849 und von C. Leins 1864.

²⁾ Ueber die Kirchen der Reichenau vgl. F. Adler in d. Zeitschr. f. Bauwesen 1869. Für die östlichen Theile von Oberzell, für welche er die ursprüngliche Anlage eines Kreuzschiffs mit abgerundeten Armen nachweisen zu können glaubt, nimmt er das Ende des 9. Jahrh. als Bauzeit an. Die östlichen Theile am Unterzell will er sogar dem Anfang des 9. Jahrh. (791—802) zuschreiben, alles dies aus der Beschaffenheit des noch sehr rohen Mauerwerks.

attischen Basen sind steil mit primitivem Eckblatt. Der Thurm steht isolirt an der Nordseite des Chores. Ferner ist die Aureliuskirche im Kloster Hirschau (1058—1071) zu nennen, eine Säulenbasilika mit kurzen Stämmen, schweren Würfelkapitälern und einfach abgeschrägten Gesimsplatten¹⁾. Ob die grössere Kirche desselben Klosters, die St. Peter- und Paulskirche, Säulen oder Pfeiler hatte, ist ungewiss, da nach ihrer Zerstörung im Jahre 1692 nur noch der nördliche Portalthurm steht, der, in sechs Stockwerken aufsteigend, mit Lisenen und sogar mit durchschneidenden Bögen ziemlich reich verziert ist. Menschliche und thierische Gestalten, von flacher und eckiger, fast nur skizzirter Sculptur, weit über die Fläche der Mauern vortretend, zeigen schon so früh (1082—1091) die derbe Ornamentik, welche sich in diesen Gegenden auch später erhielt²⁾. Andere ähnliche Säulenbasiliken sind die Kirchen zu Schwarzach bei Offenburg in Baden³⁾, zu Alpertsbach (1095)⁴⁾, zu Steinbach bei Comburg, zu Brenz bei Heidenheim und zu Faurndau bei Göppingen⁵⁾. Die beiden letzten, wahrscheinlich gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut, haben am Westende eine offene Empore, und sind überhaupt reicher ausgestattet.

Die Reihe der Pfeilerbasiliken beginnt sehr frühe mit dem Dom in Augsburg (991—1077)⁶⁾. Nicht minder alterthümlich ist die weniger durch Umbauten betroffene grosse Stiftskirche zu Mittelzell auf der Reichenau, im Wesentlichen noch der 1048 geweihte Bau, mit Ausnahme des in gothischer Zeit erneuerten östlichen Chores. Die Kirche hat zwei Quer-

¹⁾ Ueber die Erbauung dieser Kirche findet sich in dem Codex Hirsaugiensis vom Anfange des 13. Jahrh. (Bibl. d. literarischen Vereins zu Stuttgart, Band I. S. 2.) die merkwürdige Aeusserung: *Qua commotione perterritus vetere ecclesia destructa, quae quidem speciosa sed in modum veterum ecclesiarum sine columnarum sustentaculo constructa fuerat, novum monasterium . . . construi praecepit.* Dass der Verfasser dieser Aufzeichnung dabei an den Unterschied zwischen Pfeilern und Säulen denkt, ist unwahrscheinlich, der Ton liegt wohl mehr auf dem *sine sustentaculo*; er unterscheidet zwischen dem ungetheilten (einschiffigen, vielleicht runden oder achteckigen) Raume der älteren Kirche (von 830) und dem dreischiffigen der neuen 1071 geweihten.

²⁾ Vgl. Mauch im Programm der polytechn. Schule zu Stuttgart.

³⁾ Mitth. d. k. k. Centr. Comm. III. S. 8.

⁴⁾ Freih. v. Stillfried, Hohenzollerische Alterthümer.

⁵⁾ Laib und Schwarz, Formenlehre Taf. V.

⁶⁾ Aus dieser Bauzeit stammt die Krypta und die Pfeilerreihe des Schiffes, welches jedoch später (1321—1356) durch Hinzufügung von äusseren Seitenschiffen, Gewölbdecken an den alten Pfeilern und Kreuzgewölben verändert wurde. Bemerkenswerth ist, dass die alte, schon seit dem achten Jahrhundert bestehende Kirche, wahrscheinlich aus lokalen Rücksichten, den Chor im Westen hatte. Erst bei einem Bau des vierzehnten Jahrhunderts wurde (1356—1431) ein prachtvoller neuer Chor auf der Ostseite angelegt. Vgl. Allioli, die Broncebüchse des Domes zu Augsburg, 1853, S. 34 ff.

schiffe und auch an der Westseite eine grosse Apsis, welche nach aussen durch den über ihr errichteten viereckigen Thurm maskirt wird. Neben demselben führen zwei Vorhallen in das westliche Querhaus. Alle Formen sind streng und schlicht; an den Bögen des Westbaues sind verschiedenfarbige Steine in regelmässigem Wechsel verwendet¹⁾. Sodann gehören in diese Reihe die Johanniskirche zu Gmünd (um 1100), die Stiftskirche zu Sindelfingen²⁾, die Kirchen zu Rottweil, Pforzheim, Dettingen, Denkendorf bei Esslingen, die Stiftskirche zu Ellwangen, 1124 gegründet, eine der stattlichsten Basiliken des Landes, das grosse, später überwölbte Schiff der Klosterkirche zu Maulbronn (1148 — 1178). Mehrere dieser Kirchen (Sindelfingen, Ellwangen, Brenz, Faurndau u. a.) haben am Chor-ende drei Conchen auf Haupt- und Seitenschiffen, viele aber, wie es scheint besonders die Klosterkirchen (Peter und Paul zu Hirschau, Kleinkomburg, Denkendorf, Maulbronn), geraden Chorschluss. Die Vorliebe für diese Form ging so weit, dass der Chor der Kirche zu Steinbach, obgleich im Innern eine halbkreisförmige Nische bildend, äusserlich gerade geschlossen ist, ganz so, wie sich dies auch am Münster zu Strasburg findet. Einige Kirchen, zum Theil Dorfkirchen, dann aber auch die Kirche zu Weinsberg und die Stiftskirche zu Oberstenfeld (Ob. Amts Marbach), haben sogar den Altarraum im Thurme. Die Formlosigkeit der alten Basiliken ist daher noch gesteigert. Der Spitzbogen scheint hier ziemlich frühe in Aufnahme gekommen zu sein; die beiden eben genannten Kirchen sind nämlich ganz romanische Säulenbasiliken, aber mit spitzbogigen Arcaden. Dagegen finden sich auch einige Male Motive, die aus der Antike entlehnt scheinen. So hat die einschiffige Kirche zu Plieningen bei Stuttgart ein dreitheiliges Simswerk, aus Architrav, Fries und einem weitausladenden Kranzgesimse bestehend, und Aehnliches findet sich an der Kapelle zu Belsen bei Tübingen und an der Kirche zu Ellwangen. Noch lange erhielt sich auch bei grösseren Bauten die Vorliebe für den Holzbau. Die Stiftskirche zu Stuttgart wurde noch bei ihrer Erneuerung im Jahre 1321 grösstentheils in Holz hergestellt, an dem Rathhause in Sindelfingen von 1478 ist nur das untere Stockwerk in Stein, alles Uebrige in Holz gebaut³⁾. Der

¹⁾ Aufn. bei Adler a. a. O., der die [Seitenschiffmauern 998—991, das östl. und westl. Querschiff mit Thurm, Apsis und Vorhallen 1030—1048, die Schiffarcaden und Chorsranken 1172—80 setzt. Die Arcaden entsprechen aber mit ihren an irische Miniaturen erinnernden Ornamenten dem 11. Jahrh. und sind nur theilweise später mit Stuck umgestaltet worden.

²⁾ In Sindelfingen und in Gmünd haben die Pfeiler Ecksäulchen, in Maulbronn unter den Scheidbögen angelegte Halbsäulen. Vgl. über Sindelfingen Heideloff, Schwaben. S. 10.

³⁾ Müller bei Heideloff, Schwaben S. 14 und 16.

Gewölbebau scheint hier nicht in selbstständiger Entwicklung ausgebildet, sondern aus andern Gegenden eingeführt zu sein ¹⁾.

Die Ornamentation ist in einigen dieser Kirchen sehr reich, namentlich zeichnen sich die zu Brenz, Faurndau ²⁾, Denkendorf und Ellwangen durch geschmackvolle, aber auch oft phantastische Sculpturen an den Würfelnäufen und den Bogenfriesen aus. Das Bizarre der menschlichen und thierischen Gestalten in diesen Sculpturen, welche zuweilen ohne weitere architektonische Vermittelung aus der Mauerfläche hervorspringen, erinnert an Aehnliches im Elsass und in der Schweiz, und mag also als eine Eigenthümlichkeit des allemannischen Stammes betrachtet werden. Es war eine frühzeitige und unregelmäßige Aeußerung des poetischen Sinnes, der sich in diesem deutschen Stamme niemals verleugnet hat.

Auch in Bayern ³⁾ finden wir dieselbe Neigung zu einer phantastischen Ornamentik. Das Portal zu Mosburg ist an seinen Archivolten und Säulen mit Rauten und Zickzacklinien reich und bunt geschmückt, und die Pfeiler in der Krypta des Doms zu Freising sind eigenthümlich wechselnder Gestalt, und mit Rankengewinden und menschlichen Figuren in abenteuerlicher Weise ausgestattet. Uebrigens ist Bayern weit ärmer an Monumenten aus dieser Epoche, als Schwaben, und selbst bei den beiden angeführten zweifelhaft, ob sie ihr noch angehören. Im Allgemeinen herrscht hier ein ziemlich roher Pfeilerbau, und auch der Grundriss der Kirchen zeigt keine reichere Ausbildung. Im Anfang überwiegt die einfache Basilika ohne Querschiff, und erst im 12. Jahrhundert kommt die Kreuzform häufiger vor. Säulenbasiliken sind nirgends nachzuweisen; den Wechsel von Pfeiler und Säule zeigen nur die Pfarrkirche zu Reichenhall, die übrigens erst der Spätzeit des 12. Jahrhunderts angehört, und die Kirche am Petersberg bei Dachau von 1104, letztere jedoch nur in sofern, als der Pfeiler einmal durch eine Säule ersetzt ist. Alle übrigen Bauten, wie die Kirchen zu Windberg, Biburg, Isen, Immünster, Steingaden, endlich die ansehnlichen Kirchen St. Peter zu Straubing und St. Zeno bei Reichenhall sind einfache Pfeilerbauten. Von der Propsteikirche zu Berchtesgaden ist nur der westliche Portalbau mit doppelter, neuerdings restaurirter Thurmanlage aus romanischer Zeit erhalten, der Chor in edlen frühgothischen Formen, das Schiff in spätgothischer Hallenform hinzugefügt. Ein interessantes Bauwerk des 12. Jahrhunderts ist dagegen der

¹⁾ Die Stiftskirche zu Ellwangen, welche gleich anfangs auf vollständige Ueberwölbung angelegt ist, unterscheidet sich so sehr von allen andern schwäbischen Kirchen, dass man einen fremden Einfluss annehmen muss.

²⁾ Verhandlungen des Vereins für Oberschwaben. Zweiter Bericht, S. 16. Eine Abbildung von Plieningen bei Mauch a. a. O.

³⁾ Sighart, Gesch. d. bild. Künste im Königreich Bayern. München 1862.

noch wohl erhaltene Kreuzgang mit seinen phantastisch variirten Säulen und Pfeilern; auch die Arcaden, welche den Vorhof der alten Propstei auf zwei Seiten einfassen, gehören sammt den daranstossenden Gebäuden noch dieser Epoche an.

Franken zeigt den Einfluss aller rings umher gelegenen Gegenden. Die Kirche St. Jacob zu Bamberg (1073)¹⁾ und die Klosterkirche von Heilsbronn, zwischen Anspach und Nürnberg (geweiht 1136) haben Rundsäulen mit Würfelkapitälern in der Weise des schwäbischen Styls. Der Dom zu Bamberg, in den Jahren 1081 bis 1111 durch Bischof Otto den Heiligen neu erbaut, war eine Basilika mit flacher Decke und starken, in der Weise des sächsischen Styls mit Ecksäulchen versehenen Pfeilern, die noch jetzt bei späterer Ueberwölbung erhalten sind. Die Kirche St. Michael zu Bamberg (geweiht 1121), mit wohl gegliederten Pfeilern, und der Dom zu Würzburg, der in seinem aus dem zwölften Jahrhundert herrührenden Schiffe Pfeiler mit angelegten Halbsäulen hat²⁾, sind nicht

¹⁾ Lamb. Schafn. ap. Pistor. I, p. 330. Herimannus episc. ecclesiam in honorem beati Jacobi Babenberg. propriis expensis extruxerat. Dass die Herstellung vom Jahre 1109 (von der Heller, Beschr. v. B. S. 93, spricht) wesentlichen Einfluss gehabt habe, lässt sich nach den vorhandenen Formen nicht annehmen.

²⁾ Die Geschichte dieses bedeutenden Gebäudes, das auch in seinen Breiten- und Höhenverhältnissen an die grossen mittelrheinischen Dome erinnert, ist sehr dunkel, und durch Scharold (Archiv des histor. Vereins für den Untermainkreis Bd. IV. Heft 1. S. 1) nicht genügend aufgeklärt. Die ältere (vielleicht von Holz gebaute) Kirche war um 1042 baufällig, worauf Bischof Bruno den Chor mit zwei Thürmen erbaute (sein Monogramm ist noch daran sichtbar), und die Kirche erweiterte. Er starb zwar schon 1045, hinterliess aber ein Legat „ad vestituram ecclesiae“. Im Jahre 1133 war das Dach verfallen (tectum propter annosam vestutatem penitus dilapsum), und Bischof Embrico beschloss nun, nicht nur der hiedurch drohenden Gefahr vorzubeugen, sondern auch das ganze Münster zu verschönern (totum monasterium in melius reformare). Er übertrug einem gewissen Enzelin, einem Laien, die Oberleitung des Baues (in reparanda et ornanda ecclesia Magisterium), weil derselbe sich schon durch einen Brückenbau bewährt und ausgezeichnet hatte. Im Jahre 1189 wurde darauf die Kirche durch den Bischof Gottfried geweiht. Ob diese Weihe sich auf die Beendigung des schon 1133 begonnenen Baues oder auf einen Neubau bezogen, ist zweifelhaft. Eine handschriftliche Chronik des nahen Klosters Ebrach sagt nämlich, dass Gottfried templum noviter ex quadratis lapidibus splendide constructum geweiht habe, und ein späterer Chronist (Paulus Langius im 16. Jahrh. in der Chronik von Zeitz bei Leibnitz Scr. II.) spricht noch deutlicher, dass dieser Gottfried ecclesiam lapideam fecit. Aus diesen Nachrichten folgert Hurter (Innocenz III. Bd. IV. S. 660) und nach ihm Kreuser (Dombr. S. 292), dass die Kirche bis dahin von Holz gewesen. Allein dazu berechtigt die Sprache der Chronisten noch keinesweges. Beide Aeusserungen (die letzte vielleicht nur eine ungenaue Wiederholung der ersten) könnten vielmehr auch gebraucht sein, wenn Gottfried nur den angefangenen und ein halbes Jahrhundert fortgesetzten Bau beendigt hätte. Dies wird auch dadurch wahrscheinlich, dass schon im Jahre 1230 der Dom wieder so baufällig war, dass in diesem Jahre und

ohne rheinischen Einfluss. Die Burkardskirche zu Würzburg hat endlich den Wechsel von Pfeilern und Säulen, wie die sächsischen Bauten.

In Hessen ist vorzugsweise die Klosterkirche zu Hersfeld zu nennen, eines der mächtigsten Gebäude des elften Jahrhunderts, eine Basilika, auf sechszehn schlanken, monolithen Säulen ruhend, mit Kreuzarmen und Conchen auf denselben, und mit einem langgestreckten Chore, von Dimensionen, wie sie sich ausserdem nur in der kaiserlichen Stiftung von Limburg an der Hardt finden, 330 Fuss lang, im Querschiff 184 Fuss breit¹⁾. Eine

dann wieder 1237 und 1240 Ablassbriefe für diejenigen erlassen wurden, welche zur Herstellung der Domgebäude (ad aedificia Ecclesiae Herbipolensis) beisteuern würden. Auch in den folgenden Jahrhunderten wurde gebaut und geändert; im vierzehnten Jahrhundert ein Kreuzgang angelegt, und eine Aenderung mit den Fenstern (wahrscheinlich der Seitenschiffe, an denen sie den Charakter dieser Zeit tragen), so wie die Hinzufügung von Strebepfeilern vorgenommen. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kommen vielfache Reparaturen, jedoch nur der Dächer, vor. Erst am Anfange des siebenzehnten erhielt das Langhaus eine Ueberwölbung, und im Anfange des achtzehnten erfolgte wahrscheinlich die jetzige Bekleidung des Inneren mit einer barocken Stuckatur.

Die ältere Anlage des Gebäudes ist dennoch wohl zu erkennen. Die Chornische, halbkreisförmig, mit sehr alterthümlichem, einfachem Sockel, mit Halbsäulen, deren Kapitäle eine am Dome und an dem benachbarten Neumünster wiederkehrende, würfelförmige, aber mit Voluten verbundene Form haben, dürfte der älteste Theil sein. Das Monogramm des Bischofs Bruno ist jetzt zwar nur auf einen Stein gemalt, möchte aber die Wiederholung eines bei einer Reparatur zerstörten steinernen Monogramms sein, so dass die Anlage vielleicht noch von Bruno herrührt. Die Mauer lässt eine spätere Erhöhung der Nische deutlich erkennen, bei der man jedoch jene Kapitäle und den Bogenfries wieder benutzt hat. Diese Kapitälform scheint sehr primitiv, der Bogenfries hat dagegen schon künstlichere Form und mag daher aus dem Bau des Bischofs Gottfried stammen. Auch die Mauern des Langhauses lassen noch die Lisenen und die Kapitäle der Ecksäulchen erkennen. Am Oberschiffe zeigen die grossen rundbogigen Fenster durch ihre Stellung, dass sie ursprünglich auf eine Balkendecke berechnet waren. Im Inneren sind an den Pfeilern unter den Scheidbögen an einigen Stellen, wo Altäre die Stuckatur überflüssig machten, die Würfelkapitäle noch vollkommen sichtbar; an den anderen hat die Stuckatur sich ihnen angeschlossen. Die ältere Kirche war daher eine Pfeilerbasilika, jedoch mit Halbsäulen unter den Scheidbögen und mit grossen, rundbogigen Fenstern; aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie diese Gestalt durch den erwähnten Bau des Euzelin, jedoch mit Benutzung wesentlicher Theile aus dem Bau des Bruno, erhalten. Jedenfalls ist nicht der entfernteste Grund zu der von Mertens (Baukunst des M.-A. S. 113 und in den Tabellen) aufgestellten Annahme, dass der Bau im Jahre 1238 angefangen sei. Jene in den Jahren 1230—1240 erlassenen Ablassbriefe können bloss Reparaturen (vielleicht nicht einmal der Kirche) betroffen haben, und die Formen des alten Baues, soviel wir sie erkennen, haben keine Verwandtschaft mit dem um 1230 in Deutschland herrschenden Uebergangsstyle.

¹⁾ Buchonia, Band 4, Heft 1, S. 143. Correspondenzbl. des Gesamt-Vereins der d. Gesch. und Alterth.-Vereine 1858 No. 12 Beschreibung und Zeichnungen von Dr. W. Lotz.

Pfeilerbasilika von reicher Planform und sorgfältiger Ausführung ist die südlich von Cassel gelegene ehemalige Benediktinerklosterkirche Breitenau ¹⁾, 1113 gegründet, nach 1142 vollendet, ursprünglich flachgedeckt, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit Gewölben und einem gothischen Chorbau versehen, jetzt zu ökonomischen Zwecken herabgewürdigt und theilweise zerstört. Anlage und Detailbehandlung entsprechen den sächsischen Basiliken der Zeit; namentlich zeigt der Chor mit seinen Nebenchorern und den drei Apsiden, zu welchen noch zwei auf den Kreuzarmen kommen, Uebereinstimmung mit Anlagen wie Königslutter. Die beiden Westthürme, zwischen welchen sich eine Empore gegen das Mittelschiff öffnet, sowie die rechtwinkelige Umfassung der Arcaden weisen ebenfalls auf sächsische Einflüsse hin. An Gesimsen und Kämpfern tritt eine phantastische Decoration auf, das Aeussere ist durch Lisenen und Bogenfriese klar und angemessen gegliedert. Jünger und zierlicher ist die Klosterkirche zu Ilbenstadt in der Wetterau, 1123 gegründet, 1159 geweiht, in gewöhnlicher Kreuzgestalt, das Langhaus von zehn Arcaden, die Kreuzarme mit Nischen, der Chor mit quadrater Vorlage und einer Concha von der Breite des Mittelschiffes, auf der Westseite eine Vorhalle mit zwei Thürmen. Die Kirche ist im fünfzehnten Jahrhundert überwölbt und später theilweise verändert, die ursprüngliche Form aber durchweg wohl erkennbar ²⁾. Die reiche Gliederung der Scheidbögen gleicht der in der Kirche zu Thalbürgel, die Pfeiler dagegen zeigen im Vergleich zu dieser Kirche schon eine weitere Ausbildung, indem sie sämmtlich mit vier angelegten Halbsäulen besetzt und zwar meistens viereckigen, in der nördlichen Reihe jedoch theils viereckigen, theils runden Kernes sind; eine Art der Abwechselung, die sich an keine der bisherigen Schulen anschliesst ³⁾. Die Basis hat durchweg den Eckknollen. Die Kapitäle sind meistens unverziert in der Gestalt länglich gezogener Würfel, einige jedoch auch mit Reliefs geschmückt. Eines derselben enthält eine unverkennbare Nachahmung des antiken römischen Kapitäls, und auf einem Relief findet sich ein kämpfender Centaur dargestellt, beides Beispiele der erneuerten Nachahmung der Antike, die wir auch an anderen Arbeiten des zwölften Jahrhunderts wahrnehmen. Die viereckigen, unverjüngt aufsteigenden Thürme der Westseite haben in ihren oberen Schallöffnungen reicher gebildete Säulen, meistens

¹⁾ Aufn. in den Baudenk. Niedersachsens I. Heft 4. S. 118.

²⁾ Müller's Beiträge I. S. 81. Taf. X. XIX. XX.

³⁾ Die Rundpfeiler mit den vier angelegten Halbsäulen gleichen ihrem Grundrisse nach schon den Pfeilern des frühgothischen Styles in Frankreich und Deutschland; die auch an ihnen angewendeten Würfelkapitäle machen es dennoch unwahrscheinlich, dass das Schiff etwa lange nach der Einweihung des Chores (1159) unter dem Einflusse des gothischen Styles entstanden sei.

mit gewundenen oder aus mehreren Cylindern zusammengesetzten Schäften, eine auch in der öfter wiederkehrenden Form von vier in der Mitte zum Knoten verschlungenen Stämmen.

Auch die weiter nach Osten und Süden gelegenen, jetzt unter österreichischem Scepter vereinigten Gegenden, obgleich zum Theil von slavischen Völkern bewohnt, gehören in architektonischer Beziehung ganz zu Deutschland, nur dass sie dem Entwicklungsgange der deutschen Kunst gegenüber sich mehr empfangend als selbstthätig verhalten und ihm langsam und zögernd folgen. Am Auffallendsten zeigt sich dies in Böhmen, das im Herzen von Deutschland gelegen und fast auf allen Seiten an rein deutsche Stämme gränzend, dennoch erst spät zu fruchtbarer baulicher Thätigkeit gelangte. Die Bekehrung des Landes war durch die griechischen Mönche Cyrillus und Methodius bewirkt, welche sich zwar der römischen Kirche unterwarfen, aber doch wiederholt der Einführung griechischer Ceremonien beschuldigt wurden. Dennoch ist auch an den frühesten Bauten Böhmens keine Spur eines byzantinischen Einflusses, ebenso wenig aber irgend eine Form zu finden, welche man als den Ausdruck slavischer Eigenthümlichkeit ansehen könnte¹⁾. Der slavische Volkscharakter hat ein nomadisches Element, das ihn gleichgültig, ja widerstrebend gegen die bestimmt ausgeprägte architektonische Form machte und ihm eine Vorliebe für rohe, bloss dem Bedürfnisse dienende Vorrichtungen gab, die erst nach Jahrhunderten der Einwirkung des deutschen Geistes einigermaßen wich. In dieser Epoche kam es noch nicht dazu. Romanische Bauten sind in Böhmen selten; man kann im ganzen Lande nicht viel mehr als hundert nachweisen. Sie sind meistens klein und unscheinbar, und überdies, so viel sich ihr Ursprung nachweisen lässt, erst nach 1150 entstanden. Böhmen war schon im zehnten Jahrhundert bekehrt und hatte im elften eine gewisse Blüthe und Wohlhabenheit erlangt, die es vortheilhaft vor den andern Ländern slavischer Bevölkerung auszeichnete. Aber wie es scheint begnügte man sich selbst zu den kirchlichen Stiftungen mit dem Holzbau, der noch jetzt in vielen Gegenden Böhmens geübt wird²⁾, oder doch roher und unsolider Steinbauten, die dann später durch andere ersetzt wurden. Der einzige erhaltene Bau, den man mit einiger Sicherheit noch an die Grenze dieser Epoche

¹⁾ Bernhard Grueber, Charakteristik der mittelalterlichen Bauten Böhmens in den Mitth. der k. k. Central-Commission I. 189 ff. Dr. E. Wöcel, Uebersicht der romanischen Bauten in Böhmen, ebenda, S. 145 ff.

²⁾ Vgl. Grueber a. a. O. S. 192 und Wöcel a. a. O. S. 146 bei Erwähnung der im Blockbau errichteten, noch jetzt erhaltenen Kirche zu Koci bei Chrudim.

setzen kann, ist die Kirche des Nonnenstiftes St. Georg auf dem Hradschin in Prag, welche nach einem Brande von 1042 durch Herzog Wladislaw II. (1050—1070) hergestellt wurde. Es ist eine Basilika mit drei Apsiden, von denen die mittlere weiter hinausgerückt ist, mit zwei am Ostende des Langhauses angebauten Thürmen, welche der Anlage also eine kreuzförmige Gestalt geben. Die Krypta wird von Säulen mit rohen, fast vierkantigen Kapitälern getragen, im Langhause scheiden stämmige, quadrate oder runde Pfeiler, mit gesimsartigen, plumpen Kapitälern das ursprünglich auf eine Balkendecke angelegte, aber später mit Kreuzgewölben bedeckte Mittelschiff von den sehr niedrigen Seitenschiffen, welche auf Kreuzgewölben eine Empore tragen, die sich mit gekuppelten, durch eine schwerfällige Würfelsäule gestützten Fenstern gegen das Mittelschiff öffnet. Abweichend von deutschen Bauten ist nur, dass diese Emporen sich mit halben Tonnengewölben an das Mittelschiff anlegen, wie dies in südfranzösischen Bauten oft vorkommt. Da sich diese Eigenthümlichkeit in andern böhmischen Bauten nicht wiederholt, werden wir sie nur als einen durch die geringe Breite der Seitenschiffe (7—9 Fuss) veranlassten Nothbehelf ansehen dürfen. Das Ganze ist roh und reizlos, fast ohne alle Ornamentik. Kein einziger Versuch zur lebendigeren Ausstattung der Kapitälern, kein Blattwerk kommt vor, selbst der Rundbogenfries ist unbekannt¹⁾.

Auch in den ganz von deutscher Bevölkerung bewohnten Gegenden Oesterreichs sind die dieser frühen Epoche zuzurechnenden Monumente in geringer Zahl und vereinzelt. Zum Theil mag der Glanz des späteren Katholicismus die bescheidenen Ueberreste der Vorzeit verdrängt haben, wie denn gerade die ältesten und reichsten Klöster dieser Gegend von ihren alten Bauten nichts aufzuweisen haben. Aber die alleinige Ursache jenes Mangels war dies nicht, vielmehr brachte es die Lage und die Geschichte dieser Ostmarken, der lange, oft zerstörende Kampf mit Ungarn und Slaven, der beständige Verkehr mit verschiedenen Nationalitäten mit sich, dass die Ruhe und Einheit des Sinnes, die zur architektonischen Production gehört, sich hier nicht bildete, und dass die Kunstübung immer erst den Impulsen folgte, die von den tonangebenden deutschen Ländern, von Sachsen und den Rheinlanden, ausgingen und ihren Weg hieher nahmen. Auch der romanische Styl tritt daher hier später auf und behauptet sich dafür auch länger, bis tief in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhun-

¹⁾ Grueber a. a. O. S. 195 ff. giebt Grundriss und Detail. Das bei Wocel, Böhmisches Alterthumskunde (Prag 1845), Taf. 6, 7 abgebildete und von Passavant in v. Quast's Zeitschrift I. 147 beschriebene südliche Portal schien mir eine Arbeit früher Renaissance, wird aber von Grueber für ein, dem romanischen Style angepasstes Werk des vorigen Jahrhunderts erklärt.

derts hinein¹⁾. Im Erzherzogthum Oesterreich selbst vermögen wir kein bedeutendes Bauwerk aus dieser Frühzeit nachzuweisen. Die ältesten Monumente dieser Gegenden finden wir vielmehr in Salzburg, ihrer uralten Metropole. Hier ist

zunächst der Kreuzgang des Klosters Nonnberg bei Salzburg zu nennen, vielleicht die älteste Anlage dieser Art auf deutschem Boden, ein Bau von fast cyklopischer Solidität, statt der später üblichen weiten Arcaden nur durch fensterartige Oeffnungen beleuchtet, mit primitiven Kreuzgewölben auf Halbsäulen, mit schweren Würfelkapitälern und

mit Basen, von der Form eines umgekehrten Kapitälens. Er ist unstreitig ein Werk des elften Jahrhunderts. Auch das Kapitelhaus und die westliche Vorhalle der Kirche sind frühromanisch.

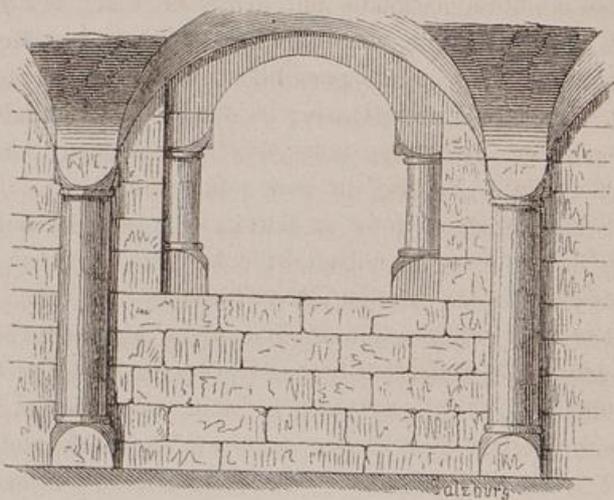
Etwas jünger, wahrscheinlich nach einem Brande von 1127 erbaut, ist die Stiftskirche St. Peter zu Salzburg; soweit wir den alten Bau in der modernen Umgestaltung noch erkennen können, eine mächtige Basilika mit gerader Decke des Mittelschiffs und Kreuzgewölben der Seitenschiffe, deren Stützen aus wechselnden Säulen und Pfeilern, je zwei Säulen auf einen Pfeiler, bestanden²⁾. Daran reiht sich eine Gruppe interessanter, zu der Erzdiocese Salzburg gehöriger, aber ziemlich entfernt, in den Gebirgen von Kärnten und Steiermark gelegener Kirchen³⁾, welche den Beweis liefert, dass auch in diesen, fast an Italien grenzenden Gegenden der künstlerische Einfluss aus dem inneren Deutschland überwiegend war.

¹⁾ Die Kenntniss der Monumente dieser Länder verdanken wir den Forschungen der einheimischen Archäologen, welche in den Publicationen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale (Mittheilungen, seit 1856, bis jetzt fortgesetzt; Jahrbücher Band I—V. 1856—1861) niedergelegt sind.

²⁾ Heider, mittelalterliche Kunstdenkmale in Salzburg, im Jahrbuch der k. k. Central-Commission Band II.

³⁾ F. v. Quast im Deutschen Kunstbl. 1850, S. 342. — 1851, S. 102. und in Otte's

Fig. 110.



Kreuzgang des Klosters Nonnberg bei Salzburg.

Die älteste derselben ist die Klosterkirche zu Sekkau in Obersteiermark, eine Basilika ohne Kreuzschiff, wiederum mit dem Wechsel eines Pfeilers zwischen je zwei Säulen, welche in der Anordnung des Grundplanes, in der Form der Säulen, in der Einrahmung der Scheidbögen und in anderen Details so sehr an die Kirchen von Paulinzelle und Hamersleben erinnert, dass ein Zusammenhang mit denselben nicht bezweifelt werden kann. Sie ist nach einer in der Kirche befindlichen späteren Inschrift im Jahre 1142 begonnen, 1164 geweiht. Etwas jünger erscheint die Klosterkirche St. Paul im Lawanthale; in den Details ähnlich, aber auf Pfeilern mit angelegten Halbsäulen unter den Scheidbögen ruhend. Im Chor zeigt sie schon den Uebergang in den gothischen Styl. Ungefähr gleichzeitig ist die bischöfliche Kirche zu Gurk, eine Basilika auf Pfeilern, muthmaasslich um das Jahr 1170 gebaut. Sie hat einen Vorbau mit zwei Thürmen und, wie jene beiden Kirchen, drei östliche Conchen. Hier indessen wird die Nähe von Italien schon fühlbar; denn von italienischen Händen rühren die prachtvollen Malereien her, mit denen die spätere Vorhalle und die darüber befindliche Loggia geschmückt sind. Auch bildet im Bau der Kirche die weite Stellung der Pfeiler eine auffallende Abweichung von deutscher Sitte, die an Italien erinnert. Alle diese Kirchen hatten gerade Decken und sind erst spät (die Kirche zu Gurk nach angegebenem Datum 1513) überwölbt.

Wenden wir uns, um den Ueberblick über das gesammte damalige Deutschland abzuschliessen, von den südöstlichen Marken zu den westlichen, lotharingischen Gegenden so ist zunächst Holland in dieser Epoche noch kaum zu nennen, es war selbst physisch erst im Entstehen und baute seine Kirchen noch meistens in Holz; jedenfalls ist überaus wenig aus dieser frühen Zeit erhalten¹⁾. Wohl aber verdienen die Provinzen, welche das

Grundzügen der deutschen Kunst. K. Haas, Kunstdenkmale in Steiermark im Jahrbuch der k. k. C.-C. Bd. II (1857). v. Ankershofen in Mith. Bd. I. S. 22 und 121 und besonders Derselbe, Kärnten's älteste kirchliche Denkmalebauten im Jahrbuch der k. k. C.-C. Bd. IV (1860). S. 61—82. mit vielen Abbildungen.

¹⁾ Von dem karolingischen Bau in Nymwegen und der ähnlichen Kirche in Gröningen war schon Bd. III. S. 535 die Rede. Bedeutende Theile aus dem in den Jahren 1039 bis 1056 ausgeführten Bau sind noch in der Peterskirche zu Utrecht erhalten. Sie ist eine Basilika auf stark verjüngten Säulen mit schweren Würfelkapitälern und attischer Basis ohne Eckblatt einfachen viereckigen Pfeilern an der Vierung und hochgelegenen Chor über einer Krypta. Der polygone Chorschluss und die spitzbogige Ueberwölbung sind spätere Aenderungen. Im Langhause über den sechs Scheidbögen ursprünglich sieben noch jetzt erkennbare Fenster. Die Kirche zu Oldenzaal (in

jetzige Königreich Belgien¹⁾ bilden, nähere Betrachtung. Der Charakter derselben beruht durchweg darauf, dass sie, zwischen die grossen Länder Deutschland und Frankreich gestellt, von beiden empfangen und das Ueberlieferte mit einer gewissen Selbstständigkeit verarbeiten. Beim ersten Beginn der neueren Geschichte, im fünfzehnten Jahrhundert, entwickelte sich diese ihre geistige Eigenthümlichkeit in so bedeutender Weise, dass sie namentlich in der Malerei und Musik dem ganzen Abendlande vorangingen und tonangebend wurden. Im eigentlichen Mittelalter finden wir sie zurückstehend, mehr mit der Begründung und Kräftigung ihrer materiellen Existenz beschäftigt. Sie schliessen sich daher dem vorschreitenden Lande an und gehören in dieser Epoche, wie in politischer, auch in geistiger Beziehung zu Deutschland, während wir sie in der folgenden mehr zu Frankreich hingeneigt finden.

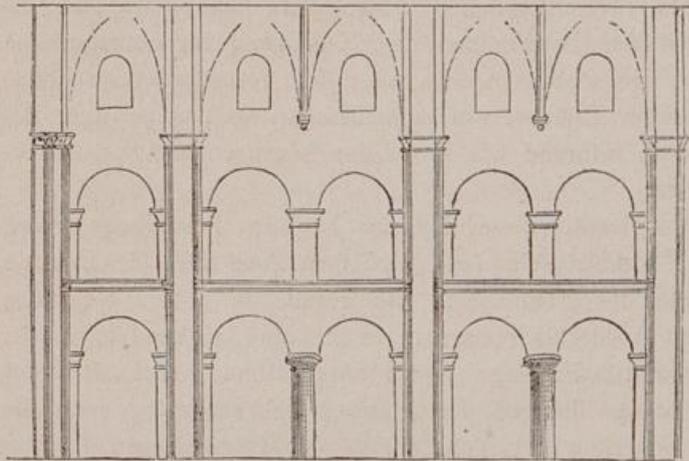
Die Zahl der Monumente dieser Epoche ist hier keineswegs gross. Unendlich Vieles mag zerstört sein; bald nach dem Tode Karls des Grossen begannen die Einfälle der Normannen, die gerade in diesen Gegenden besonders häufig und verderblich waren; im zehnten Jahrhundert hatten sie sogar einen Zerstörungszug der Ungarn auszuhalten. Aber auch der Reichthum und die üppige Baulust der späteren Jahrhunderte, dann die Religionskriege und neuerlich der Vandalismus der französischen Revolution haben nicht wenige ältere kirchliche Gebäude vertilgt. Indessen scheint es auch, dass die früheren Jahrhunderte des Mittelalters hier nicht so fruchtbar waren, wie man erwarten sollte. Bedeutende römische Monumente bestanden hier nicht, und selbst die ältesten Bauten zeigen keine Spur römischer Technik oder Ornamentation. Auch die karolingische Zeit war, obgleich der Stammsitz Pipins hier lag und Aachen angrenzte, minder fruchtbar, als in anderen Gegenden. Das Land war im neunten Jahrhundert noch wenig bevölkert, mit Sümpfen und Wäldern bedeckt; die geistlichen Stiftungen waren noch arm, Holz das allgemein angewendete Bau-

Overyssel an der Grenze des Bentheimschen) eine gewölbte Pfeilerbasilika in sehr alterthümlichen, schweren Formen und die interessante, im Jahre 1813 abgebrochene und nur in Zeichnungen erhaltene Marienkirche zu Utrecht, ebenfalls eine gewölbte Basilika, jedoch mit Säulen statt der Zwischenpfeiler und mit Emporen, angeblich eine Stiftung Kaiser Heinrichs IV., können vielleicht noch dieser Epoche zugeschrieben werden. Vgl. darüber Eijck tot Zuylichem, Overzigt — der middeleuwsche Kerken in Nedderland. (in Vol. II, St. I, der Berichte der historischen Gesellschaft), und Desselben spätere Schrift: *Les églises romanes du royaume des Pays-bas*, Utrecht 1858. Reisebericht „über einige mittelalterliche Kirchen in den Niederlanden“ im Organ für christliche Kunst. Bd. VI. (1856), S. 90.

¹⁾ Vgl. Schayes, *Mémoire sur l'arch. ogivale en Belgique*, in den Memoiren der Akademie von Brüssel, Tome 14, partie 2, 1841, und besonders desselben *Histoire de l'architecture en Belgique*. 4. Vol. mit Holzschnitten.

material. Erst im zehnten Jahrhundert berichten die Chroniken von zahlreichen klösterlichen Stiftungen und grösser angelegten Kirchen. Allein auch von diesen ist wenig übrig geblieben, und dies Wenige zeigt die einfachsten Formen. Eine der wichtigsten alten Kirchen ist die vormalige Kollegiatkirche St. Vincent in Soignies, im Jahre 965 durch Erzbischof

Fig. 120.



St. Vincent, Soignies.

Bruno von Köln angefangen, vielleicht aber später erneuert, jedenfalls im elften Jahrhundert vollendet. Sie ist dreischiffig, mit hohem Kreuzschiffe und einem einzelnen, schweren viereckigen Thurme vor der Westseite. Schwere Pfeiler, abwechselnd mit starken Rundsäulen, tragen die Arcaden und eine

über den Seitenschiffen fortlaufende Gallerie¹⁾. Diese Form wurde indessen in dieser Epoche nicht weiter angewendet, da die ähnlich angelegte mächtige Kirche zu Tournay erst der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angehört. Säulen mit Pfeilern, aber sehr unregelmässig wechselnd finden sich nur in der vormaligen Abteikirche St. Ursmer, jetzt Pfarrkirche des Dorfes Lobes (1046 — 1095). Als Säulenbasiliken werden nur die jetzt zerstörten Kirchen St. Salvator in Harlebeke und die Abteikirche St. Trond genannt. Namentlich werden die Säulen dieser 1055 gegründeten, aber 1082 schon durch Feuer zerstörten Kirche als in diesem Lande ohne Gleichen von dem Chronisten beklagt²⁾. Offenbar war dies also die Ausnahme. Die meisten anderen Kirchen ruhten auf Pfeilern der einfachsten Art, selbst ohne Kämpfergesimse. So die St. Dionysiuskirche zu Lüttich, das einzige noch bestehende Denkmal des baulustigen Bischofs Notker (um 982), die Dorfkirche zu Waha im Luxem-

¹⁾ Schayes a. a. O. II. 101. Die Ueberwölbung ist später geschehen.

²⁾ Chron. abbat. Trudon, lib. II, bei d'Achéry Spicileg. II. 666. „incomparabilibus in haec nostra terra columnis“, und weiterhin: „illaeque mirabiles columnae super quibus labor, expensae, studium, opus, pulchritudo, magnitudo, referri digna vix potest.“ (Schayes a. a. O. II 127.)

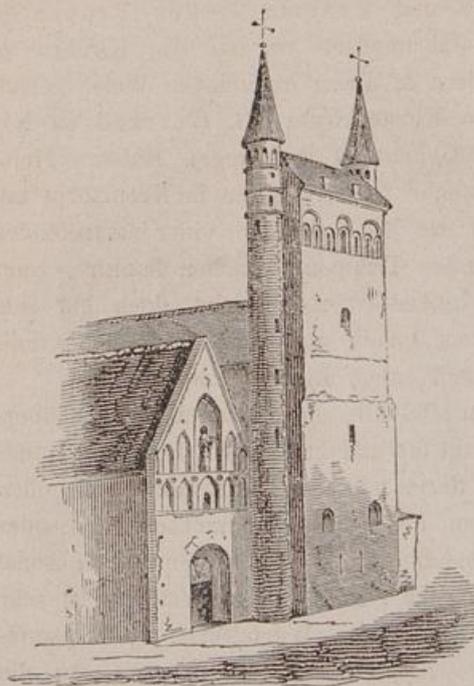
burgischen, zufolge erhaltener Inschrift im Jahre 1051 geweiht, die grossen Kirchen zu St. Servatius und Unserer lieben Frauen in Maestricht. Noch im zwölften Jahrhundert wurden die Kirchen zu Sluis und zu Westrem in Ostflandern in dieser einfachsten Weise gebaut. Auch die mächtige, 320 Fuss lange Klosterkirche St. Gertrud zu Nivelles¹⁾, welche im Jahre 1047 in Gegenwart des jungen Kaisers Heinrichs IV. geweiht wurde, war eine solche Pfeilerbasilika in Kreuzform mit einfacher Apsis. Der Thurmbau auf der Westseite, mit einer vortretenden halbkreisförmigen Apsis und von runden Treppenthürmchen flankirt, zeigt noch völlig deutsche Weise. Das Innere ist modernisirt, doch hat sich noch ein Portal mit verzierten Säulenstämmen und Würfelkapitälern erhalten. Das Aeussere ist einfach, nur mit rohen Blendarcaden verziert.

In Beziehung auf Ornamentation sind alle diese älteren Kirchen überaus dürftig ausgestattet; dieselbe besteht fast nur in Lisenen, die durch Rundbogenfriese oder, und dies häufiger, durch einfache Kragsteine verbunden werden. Diese haben indessen selten die Form von menschlichen oder thierischen Köpfen, wie in der Normandie, so wie sich denn auch sonst keine Spuren normannischer Ornamentation zeigen. Alles Plastische ist sehr dürftig, und die Kapitäle haben meist einfache Würfelform. Als abweichende Plananlagen sind nur wenige Rundbauten zu nennen; so die vom Bischof Notker im Jahre 981 erbaute, dem Aachener Münster nachgebildete, bis in das vorige Jahrhundert erhaltene Johanniskirche zu Lüttich, dann ein Baptisterium bei der Frauenkirche von Tongern, das erst im Jahre 1806 abgebrochen, endlich die Kapelle des heiligen Maccarius bei der alten Abtei St. Bavo bei Gent, ein achteckiger, zwei-stöckiger Bau, unten gewölbt, oben mit flacher Decke, welche indessen wahrscheinlich erst 1179, also in der folgenden Epoche, erbaut wurde.

Die architektonische Schwäche und Unselbstständigkeit dieser Gegend zeigt sich am deutlichsten darin, dass manche Formen, die in verschiedenen Provinzen Deutschlands heimisch sind, hier vereinzelt vorkommen. Anfangs finden wir eine Verwandtschaft mit westphälischen Bauten. Namentlich kommt der gerade Chorschluss hier wiederholt, selbst bei grösseren Kirchen, vor. Einen solchen hatte die bedeutende Kirche St. Servatius in Maestricht vor der Errichtung des sogleich zu erwähnenden späteren Chores, und noch jetzt findet er sich an der Abteikirche St. Ursmer bei Lobes. Auch der Thurmbau der Frauenkirche zu Maestricht und der Mittelthurm der im Uebrigen abgebrochenen Abteikirche zu Harlebeke, beide

¹⁾ Vgl. Schayes a. a. O., S. 120, und Mertens: Die Baukunst in Deutschland. S. 119. Die ursprüngliche Gestalt der Westseite ist auf einem Siegel des Kapitels vom zwölften Jahrhundert dargestellt.

Fig. 121.



N. D., Mastricht.

unten verziert und oben mit einer oder mehreren Reihen von Schallöffnungen versehen, erinnern an westphälische Bauten, namentlich an den Thurm des Domes zu Paderborn Ueberhaupt steht, wie in Westphalen selbst bei bedeutenden Kirchen, an der Westseite gewöhnlich nur ein einziger, schwerer und quadrater Thurm, dessen Helm eine kurze, vierseitige Pyramide bildet, die nicht, wie am Rheine, mit Giebeln und eingehenden Winkeln gebrochen ist. So findet es sich in St. Gertrud von Nivelles, in St. Ursmer bei Lobes, in St. Dionysius, St. Jakob und der heiligen Kreuzkirche zu Lüttich. Erst gegen das Ende dieser Epoche kommen reichere Thurmanlagen vor.

Später finden sich mehr die zierlicheren Formen der Rheinlande, und zwar manchmal sehr bald nachdem sie dort aufgekommen waren. So hat die halbkreisförmige Chornische der Abteikirche St. Nicolas-en-Glain bei Lüttich, die, wie wir genau wissen, im Jahre 1151 geweiht ist, schon die Zwerggalerie, die doch auch am Rhein schwerlich vor der Mitte des Jahrhunderts angewendet wurde. Und doch darf man nicht glauben, dass sie den Weg etwa von Italien über Belgien gemacht habe, denn sie findet sich hier nur im Maasthale und nur an wenigen späteren und deshalb weiter unten zu erwähnenden Bauten. Noch auffällender erinnert die Kirche der Abtei Rolduc oder Klosterrath bei Aachen, deren Krypta schon 1108 geweiht wurde, durch ihren Grundriss an gewisse rheinische Bauten, namentlich an die Kapitolskirche zu Köln. Sie hat nämlich die völlig ausgebildete Kleeblattform des Chorgrundrisses, der Chor selbst wurde indess in gothischer Zeit umgebaut ¹⁾.

Dessen ungeachtet fand der Vorgang der Dome von Mainz und Speyer, so viel wir wissen, in dieser Epoche hier noch keine Nachahmung,

¹⁾ Vgl. Organ f. chr. Kunst 1859, No. 15. und Roisin, die röm. Bäder in Trier, Seite 19.

vielmehr wurden nur Krypten und Chöre gewölbt, die Kirchenschiffe dagegen durchweg mit einer Balkendecke versehen.

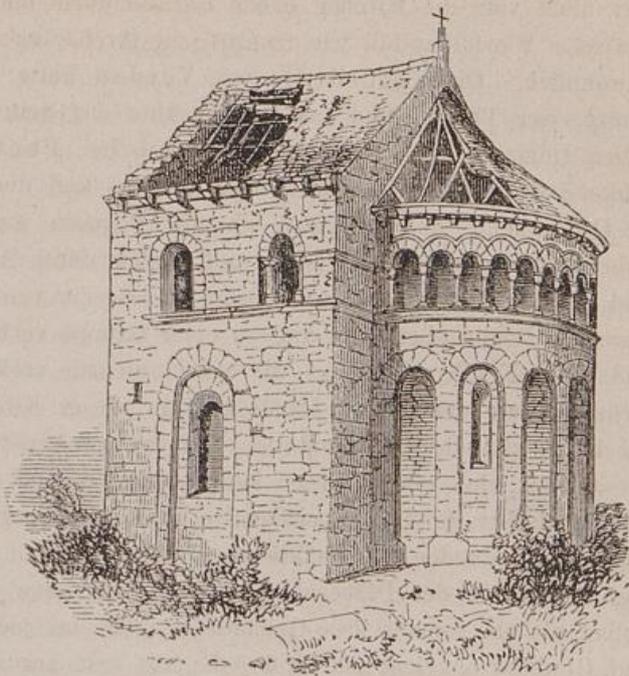
Die südlicher gelegenen Provinzen dieser Region, Luxemburg, die nachher französischen Provinzen Lothringen und Franche-Comté, sind noch ärmer an romanischen Monumenten, was sich, da wir uns in einem Lande früher Bekehrung zum Christenthume befinden, nur durch die vielfachen und verheerenden

Kriege erklären lässt, deren Schauplatz diese Gegend war. Die wenigen Ueberreste genügen indessen, um zu zeigen, dass wir uns hier, obgleich unter einem Volke romanischer Zunge, noch auf deutschem Boden befinden. In den Arrondissements Toul und Nancy konnte der sorgfältige Beschreiber¹⁾ nur einige Portale (in Laitre-sous-Amance, in Mandres) oder andere Ueberreste (in Forcelles-Saint-Gorgon, in der Schlosskapelle von Mousson) und eine einzige im Wesentlichen noch erhaltene Kirche (zu Blénod) im Rundbogenstyle aufweisen, und eben so arm sind, nach dem Anerkenntnisse anderer einheimischer Forscher, die übrigen lotharingischen Distrikte²⁾. Aber diese wenigen Ueberreste und die Nachrichten, welche wir über abgebrochene Bauten haben, zeigen ebenfalls durchweg nur die Elemente des deutschen Baustyls. Das Tonnengewölbe, der Chorschluss mit radiantem Kapellen, das korinthisirende Kapital, Eigenthümlichkeiten, die im ganzen südlichen Frankreich, mit Ein-

¹⁾ Grille de Beuzelin, Statistique monumentale du Départ. de la Meurthe, Paris 1837 (zu der Reihenfolge der vom französischen Ministerium veranstalteten geschichtlichen Publikationen gehörig).

²⁾ Caumont, Bull. monum. XII, p. 340, der hiebei auch den deutschen Charakter der Architektur bis um Châlons-sur-Marne anerkennt.

Fig. 122.



St. Nicolas - en - Glain.

schluss der angrenzenden burgundischen Gegenden, vorherrschen, kommen hier nicht vor; die Kirchen haben Basilikenform und einfache Concha; das deutsche Würfelkapitäl, wie französische Archäologen selbst es nennen, ist gewöhnlich. Die Kathedrale von Verdun hatte zwei Kreuzschiffe und Chöre, vier Thürme und das Eingangsthor zur Seite, ganz wie die rheinischen Dome ¹⁾. Die Kirche zu Blénod bei Pont-à-Mousson ist eine Säulenbasilika, die Kathedrale von St. Dié und die Kirche von Champ-le-Duc, beide im südlichen, an die Vogesen anstossenden Lothringen, haben sogar wechselnde Pfeiler und Säulen, deren Arcaden, wie in Sachsen und wie in Echternach, von einem grösseren, von Pfeiler zu Pfeiler gespannten Bogen überdeckt und zu einer Gruppe verbunden sind ²⁾, Formen, welche in Frankreich soviel wir wissen niemals vorkommen. Die schweren Würfelknäufe der dicken Rundsäulen in dieser Kirche gleichen denen zu Rosheim, und die Ornamentation hat durchweg den derben und bizarren Geschmack, den wir im Elsass kennen lernten, und der sich von dem, mehr auf römischer Tradition beruhenden Style der burgundischen und provenzalischen Gegenden so auffallend unterscheidet ³⁾. Im südlichsten Theile des Landes, in der Diöcese von Besançon, kann ich nur die Kathedrale selbst als ein romanisches Gebäude nennen, das jedoch schon ursprünglich auf Gewölbe angelegt ist, und jedenfalls erst aus der letzten Zeit dieser Epoche stammt. Der Charakter dieses vielfach veränderten Gebäudes ist unklar, lässt aber doch mehr Verwandtschaft mit deutschen, als mit französischen Bauten erkennen. Anders wird es dagegen in den Bisthümern Lausanne, Genf und Sion, wo sich zwar derselbe Geschmack in der bildlichen Ausstattung, aber neben antiken Reminiscenzen und Formbildungen findet, die sich an die südfranzösische Schule anschliessen. Wir werden daher diese Gegenden im Zusammenhange mit Frankreich betrachten.

¹⁾ Dasselbst XVI, 584.

²⁾ Bull. monum. XV, p. 445.

³⁾ Sehr merkwürdig sind die ornamentistischen Fragmente der alten Kathedrale von Verdun, von der im Bull. monum. XVI, 584 Zeichnungen mitgetheilt werden. Auch die Ornamente bei Grille de Beuzelin a. a. O. sind den elsassischen verwandt. Interessant ist das Portal der Dorfkirche zu Puxe (oder richtiger L'Aloeufts, vgl. Taf. 12 No. 9 mit pag. 73), weil es in seinen derben Archivolten einen sehr entschiedenen Hufeisenbogen zeigt.